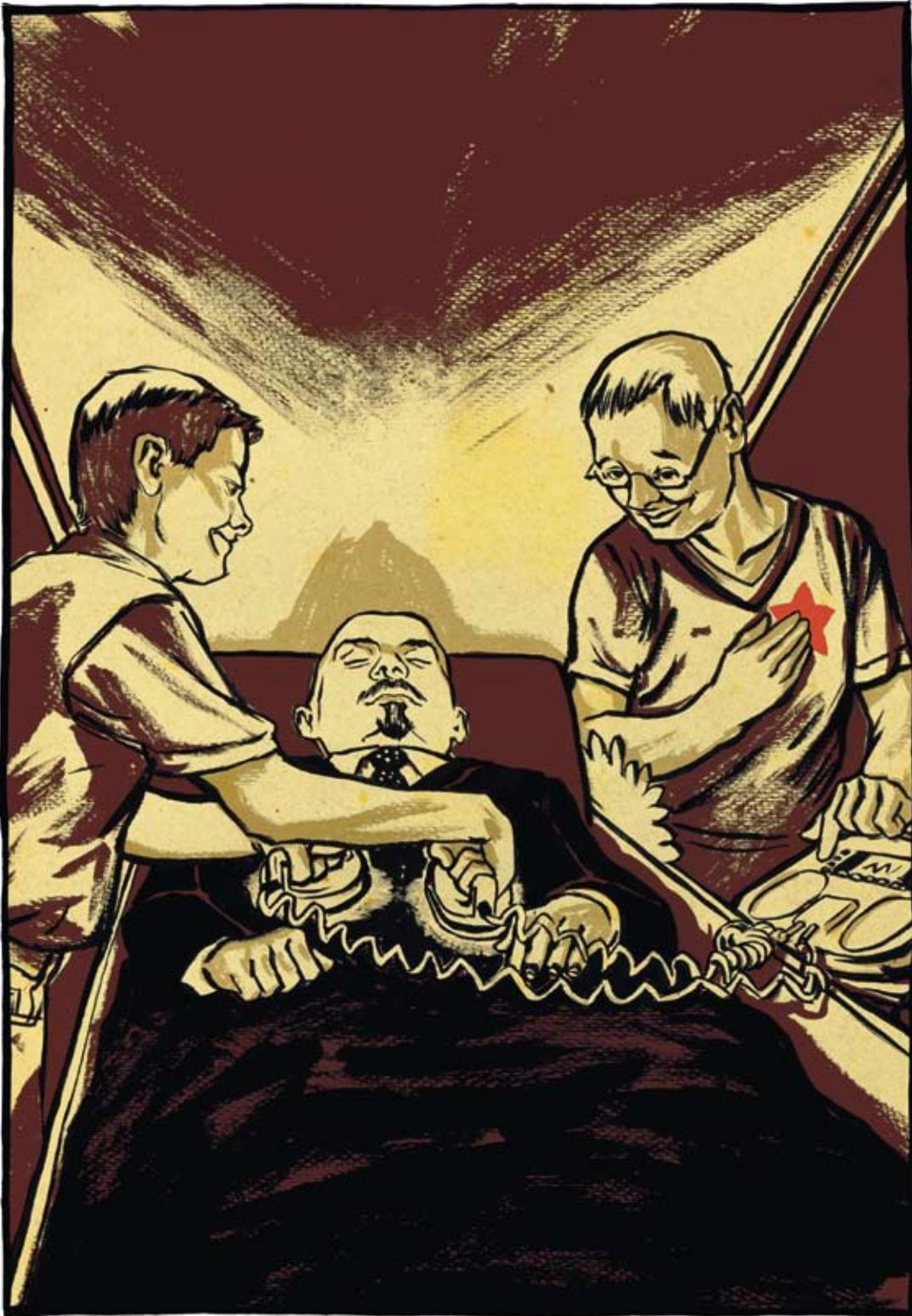


Nebenjobs – Geld verdienen als Kammerjäger oder Moneygirl
Putzfimmel – Mit Wischmop und Indianer unterwegs

ZS 20.2.2009
Zürcher Studierendenzzeitung
1/09

Lenins einsame Enkel

Die letzten Revolutionäre an der Uni





winterthur

luzern

bern

noser engineering ag ...

- ... realisiert seit 25 Jahren vielseitige Software-Projekte und umfassendes System-Testing für anspruchsvolle Kunden
- ... bietet mit über 100 Ingenieuren und seinen erfolgreichen Kunden ein spannendes Umfeld
- ... ist ein attraktiver Arbeitgeber – insbesondere im stark wachsenden Bereich des System- und Software-Testings
- ... auch für Sie? Möchten Sie sich zum System- und Test-Ingenieur aus- und weiterbilden lassen?

Unser Herr Geri Moll bespricht gerne mit Ihnen einen möglichen Einsatz. Sei es in Winterthur, Luzern oder Bern.
Tel. +41 79 423 36 60 geri.moll@noser.com www.noser.com

we know how

Das **Hochschulforum** startet im 2009 mit zwei **Projekten zum Mitmachen.**

**«ERKUNDUNGEN»
Studierende FS 09 – ein Buchprojekt**

In jedem Studierendenleben gibt es mehr als Punktejagd, Zielgerichtetheit und Effizienz. Mitmachen heisst: dieses Mehr im eigenen Leben erkunden, darüber Beiträge verfassen und einsenden. Daraus wird ein Buch.

Einsendeschluss ist der 12. Juni 2009

**«OPEN SKY»
Eine musiktheatralische Klima-Debatte**

Ein interdisziplinäres Projekt in drei Phasen: 1: Erstellen eines Dossiers zum Klima, 2: Produktion von musiktheatralischen Grössen, 3: Proben ab HS 09 und Aufführungen im Nov. 09
Die Teilnahme erfordert keine speziellen Voraussetzungen. Mitmachen in einzelnen Phasen ist möglich.

Informationsveranstaltungen zu Projekt und Mitmachen:
Dienstag, 3. März 2009, 18.15 – 19.15, Turmzimmer KOL-Q-2, Uni Zentrum
oder **Dienstag, 10. März 2009, 12.15 – 13.15, Raum der Stille, HPI, im Untergeschoss, ETH Hönggerberg**

Weitere Informationen: www.hochschulforum.ch



ZÜRICH BASEL BERN

Die AKAD für gymnasiale Maturität, Passerelle und Vorbereitungskurse für Hochschulen. Effizient. Sicher. Individuell.



Veni, vidi, vici!

Jetzt zum Latinum! Aber effizient, sicher und individuell.

Sie wollen einen der 35 Bachelor-Studiengänge, die das Latinum voraussetzen, an der Uni Zürich absolvieren? Doch gerade dieses fehlt Ihnen noch? Der Latinum-Kurs nach der AKAD Methode kombiniert ein individuelles Selbststudium mit wöchentlichen, effizienten Begleitseminaren – der sichere Weg zum Latinum!

Interessiert? Wir beraten Sie gerne: Telefon 044 307 31 31
college@akad.ch, Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich

Latein 100x130 4C

AKAD College – ein Unternehmen der Kalaidos Bildungsgruppe Schweiz



Editorial

ZS #1/09 — 20.2.2009

Krieg mit dem Laptop

Liebe Leserinnen, liebe Leser,
Wie ihr wisst, wurde mein Vorgänger an dieser Stelle vom Blumenkohl verfolgt. Mir keucht ein weit niederträchtigerer Feind im Nacken: Mein Laptop. In der Woche, in der wir an der nächsten ZS-Ausgabe letzte Hand anlegen, holt die Maschine traditionell zum Grossangriff aus und verwandelt mein Leben in den folgenden Tagen zum Horrortrip.

Mein Laptop kämpft mit uralter Taktik, abgeschaut bei den römischen Legionen, die im Zweiten Punischen Krieg Hannibals Elefantarmee vor den Toren Roms niederrangen: Dem Stichnetangriff. Mit kleinen aber penetranten Attacken sägt er an meinen Nerven. Der erste Stich piekst, wenn ich meinen Laptop anwerfe. Er lässt sich mit dem Aufwärmen einige Minuten Zeit. Erst nach einem Neustart rappelt er sich dazu auf, das Desktopbild anzuzeigen. Damit geht für ihn der Spass aber erst richtig los.

Nach wenigen Minuten lässt er Firefox abstürzen. Neustarten, die fast vollendete Mail ist im E-Nirvana. Seine effizienteste Strategie ist aber der Autismus. Mein Laptop ist ein Soziopath. Er widersetzt sich allen Versuchen, sich mit anderen technischen Geräten oder fremden Programmen anzufreunden. Mit welchen Tricks ich es auch versuche, der Drucker auf der Redaktion lässt sich nicht installieren.

Je weiter die ZS-Woche fortschreitet, desto mehr schlägt sich das Schlachten- glück auf die Seite des Laptops. Bin ich am Tag eins noch voller Hoffnung, sitze ich am Tag drei bereits gereizt vor dem Bildschirm und zucke unkontrolliert am linken Mundwinkel. Am Tag fünf flimmert vor meinen ermüdeten Augen immer wieder eine Vision: Ich atme tief durch. Klappe den Laptop seelenruhig zu. Öffne das Fenster zur Strasse, und schleudere ihn mit einem Wikingerschrei auf den Asphalt, wo er in tausend Splitter zerbricht.

Doch ich beherrsche mich natürlich. Den Laptop zu killen wäre die ultimative Kapitulation. Stattdessen rauche ich eine Zigarette und kämpfe weiter.

Joel Bedetti, Redaktionsleitung

Inhalt

Studium	4	Mitgemacht	24
Karriere	9	Fokus: Nebenjobs	26
Thema	10	Leserbriefe	30
Ach du studierst...	14	Impressum	30
Duell	15	Kaffeepause	31
Breitbild	16		
Gadget	17		
Sorgenbox	18		
Kultur	19		
Abgehört	21		
Reisen	22		
Brief aus...	23		



4–5 Kollaps im Studium
Mirko gönnte sich keine Pause zwischen Studium und Job, bis er ausbrannte. Nach zwei Jahren Therapie wagte er den Schritt zurück ins Leben.



10–14 Auf zum Klassenkampf!
Sag mir wo die Linken sind, wo sind sie geblieben? Portraits von den letzten Studierenden, die für die Revolution kämpfen.



19 80 Kinobillete zu verlosen
«La Forteresse» blickt hinter die Kulissen eines Schweizer Asylzentrums. Die ZS lädt zur Vorpremiere ins Riff Raff – jetzt mitmachen!



26–29 Surrile Nebenjobs
Kammerjäger, Moneygirl, Kassier im Pornokino und ein Pokerspieler. Was Studierende alles auf sich nehmen, um ihr Studium zu finanzieren.

31 Kaffeepause mit der Schlaffrau
Rita Joos hat deinen Schlaf fest im Griff. Und holt dich pünktlich zur Vorlesung aus deiner Traumwelt. Mit uns ging sie Kaffee trinken.

Feuer und Rauch im Kopf

Nicht nur Manager sind betroffen. Das Phänomen «Burnout» gibt es auch an der Uni. Ein Betroffener erzählt von brennenden Tischen und Dozenten, bei denen es einem ablöschen kann.



«Das Leben ist ein Tisch mit vier Beinen. Eines steht für die Familie, eines für die Freunde, eines für die Arbeit und eines für die Hobbys. Sobald ein Bein wackelt oder gar verloren geht, wird zwangsläufig auch der Tisch zusammenfallen.» Das hat Mirko* in der Therapie gelernt. Mirko ist 24 Jahre alt und studiert BWL an der Universität Zürich. Vor zwei Jahren hatte er ein Burnout. Er erlitt einen Kreislaufkollaps und brach am helllichten Tag zusammen. «Als ich danach im Spitalbett aufgewacht bin, wusste ich lange Zeit nicht was überhaupt mit mir geschehen war. Ich wollte einfach nur noch schlafen, schlafen, schlafen», erzählt er mit einem müden Lächeln. Als

er dann die Diagnose «Burnout» bekommen habe, sei er sogar richtig erleichtert gewesen. Erst da schien alles irgendwie Sinn zu machen.

Ein schleichender Prozess

Ein Burnout ist nicht einfach plötzlich da. «Man muss es sich eher als zirkulären Prozess vorstellen», sagt Ulrich Frischknecht. Er ist Fachpsychologe für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Psychologischen Beratungsstelle der Universität Zürich. «Wenn sich verschiedene Faktoren wechselseitig negativ beeinflussen und verstärken, entsteht eine Art Teufelskreis, der nur schwierig aufzuhalten ist.» Sehr wich-

tig seien gute und regulierende soziale Kontakte. Wenn solche Leute fehlen oder sich die Betroffenen bewusst von ihrem ursprünglichen sozialen Umfeld abkapseln, ist diesem Teufelskreis nur noch schwerlich beizukommen.

Mirkos soziale Kontakte zu Freunden und Familie beschränkten sich zusehends auf ein Minimum. Bis zu seinem Zusammenbruch betrieb er ein anstrengendes Vollzeitstudium mit zusätzlichen Lernstunden in der Bibliothek. In der freien Zeit arbeitete er bei einem Privatradio. Nicht nur das ganze Wochenende, sondern oftmals auch noch in den freien Stunden über Mittag. 16 Stunden Arbeit pro Tag wurden schleichend zur Regel.

Auf die Frage, ob niemand sein Verhalten als beunruhigend empfunden und sich um ihn gekümmert habe, sucht Mirko lange nach einer Antwort. Schliesslich nickt er bedächtig: «Doch, natürlich sagten mir einige, der Stress würde mich noch umbringen. Aber alle haben immer und überall Stress, das ist gilt fast schon als Statussymbol – warum hätte ich also keinen Stress haben dürfen?»

Mirko wirkt auch nicht wie ein schrulliger Einzelgänger, im Gegenteil: Er sieht adrett aus, kann sich gewählt ausdrücken und verfügt nach eigenen Angaben mittlerweile auch wieder über ein intaktes soziales Netz. «Freunde», wie er sagt, «die eigentlich das Recht hätten sich nicht mehr mit mir zu beschäftigen, so sehr habe ich sie damals ignoriert.»

Dass es ihm heute wieder so gut geht, verdankt er unter anderem auch der Therapie, die er nach dem Zusammenbruch aufnahm und die bis heute andauert. Mirko trifft sich wöchentlich mit einem

«Befreiend ist vor allem die Gewissheit, dass man nicht einfach ein «Psycho» ist.»

Psychiater und redet vor allem mit ihm. Das sei keine lästige Pflicht, sondern vielmehr eine Befreiung. «Befreiend ist vor allem die Gewissheit, dass man nicht einfach ein «Psycho» ist. Burnout ist nicht die hohle Phrase, für die ich es immer hielt. Es ist eine Krankheit, die unter bestimmten Umständen jeden treffen kann», meint er nachdenklich. Zusätzlich zu den Gesprächen muss Mirko auch Medikamente zu sich nehmen. Dies sei jedoch ein lästiger Habitus geworden, über den er nicht gerne spricht. Er ist zuversichtlich, dass er die Medikamente bald absetzen kann.

Produkt der Leistungsgesellschaft

Mit seiner Studienrichtung BWL ist Mirko mit seiner Burnout-Erkrankung unter den Studierenden eher eine Ausnahme. «Viel häufiger sind Studierende aus strukturschwachen Studiengängen betroffen», berichtet Frischknecht. Auch wenn dies nicht der gängigen Meinung entspricht: Vor allem die klassischen Phil-1-er neigen dazu, mangelndes Feedback seitens der Dozenten durch eine Zusatzbelastung mit überhöhten Anforderungen zu kompensieren.

Das Konzept «Burnout» ist also ein Produkt unserer Leistungsgesellschaft. Wer sich nicht ständig im Wettbewerb mit anderen messen kann, wer nicht «normal» arbeitet, den packt schnell die Angst sich nicht beweisen und als wertiges Mitglied der Gesellschaft präsentieren zu können. Dabei sollten doch gerade auch während eines Studiums die Musse zur Selbstbeschäftigung und die Möglichkeit zur Selbstreflexion nicht zu kurz kommen. Das ist leichter gesagt

als getan. Mirko sagt lächelnd: «Durch meinem Nebenjob dachte ich natürlich gar nie daran, mein Verhalten bezüglich Studium zu ändern. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, mich zu beklagen oder das geforderte Pensum als übertrieben zu betrachten.» Ausserdem würde niemand aus seinem Studiengang sich je bei einem Dozenten beschweren, auch wenn sich hinter vorgehaltener Hand alle über den Stress beklagen.

Diese Beobachtung bestätigt auch Frischknecht: «Die Bereitschaft zur Selbstfürsorge und der Mut, auf seine eigenen Interessen Rücksicht zu nehmen oder diese zu äussern, fehlen vielen Studierenden.» Um diesem Manko vorzubeugen sei eine offene Kommunikationskultur, zum Beispiel im Rahmen eines Seminars, unabdingbar. Da seien Studierende und Dozierende in gleichem Masse gefordert.

«Ich lerne, weil ich es will»

Seit Mirkos Zusammenbruch sind zwei Jahre vergangen. Inzwischen arbeitet er nur noch Teilzeit beim Radio. Durch die Therapie hat er gelernt zu erkennen, auf was es wirklich ankommt: «Das Bild des Tisches mit den vier Beinen leuchtet mir jetzt ein. Nur wenn diese da sind, kann ich mich überhaupt an den Tisch setzen.» An der Uni sei zwar alles business as usual, um sich selber mache er sich aber keine Sorgen mehr – nur noch um gewisse Mitstudenten. «Die machen schon fast die Schraube, wenn die Prüfungsphase wieder losgeht. Ich lerne auch. Aber nicht weil ich das Gefühl habe zu müssen, sondern weil ich es will.»

*Name der Redaktion bekannt.

Diese Zeilen könnten Dir gehören!

Andernorts feuern die Verlagshäuser Journalisten, wir heuern an! Seit sich unser letzter Kolumnist mit dem SMS «Pulver gut, Kolumne weniger. Evtl. heute abend, zu 66 Prozent aber nicht!» von der ZS verabschiedet hat, haben wir eine Stelle offen. Geld gibts keins, dafür Ruhm und Ehre!

Nun ist es natürlich nicht so, dass wir die Zeilen einfach irgendeinem x-Beliebigen schenken. Nein, du musst uns mit deiner Kolumne überzeugen. Sie kann intelligent sein oder witzig, erotisch oder zynisch – eins muss sie auf jeden Fall sein: unterhaltsam.

Schick uns doch eine Probekolumne mit maximal 2000 Zeichen und einen kleinen Text, in dem du deine Kolumne beschreibst. Wir wählen dann das gelungenste Stück aus. Dessen Autor darf dann ab der nächsten Ausgabe in jeder ZS eine Kolumne schreiben, bis wir ihn wieder absetzen.

Bewerbungen per Email:
redaktion@medienverein.ch

Modulbuchungen Endlich sollen Bestätigungsmails eingeführt werden.

Die Titelgeschichte der letzten ZS und die Bemühungen von Studierenden haben einiges ins Rollen gebracht: «Im nächsten Herbstsemester wird es für Modulbuchungen ein Bestätigungsemail geben», sagt Pascal Bachmann, Leiter der Informatikdienste. Das Modulbuchungssystem sei auch sonst leistungsfähiger geworden, man habe Hard- und Software erneuert und optimiert. «Die laufende Modulbuchung ist bisher ohne Komplikationen verlaufen», freut sich Bachmann.

Es wird eine Lösung für alle Fakultäten angestrebt. Die Lehrkommission besprach das Thema an einer Sitzung im November. Bedauerlicherweise sei der Vertreter des StuRa nicht anwesend gewesen, wie ein Kommissionsmitglied betont. Die Universitätsleitung hat die Priorität des Themas aber als «sehr hoch» eingestuft und will mit einem Projekt die letzten offenen Fragen klären.

«Details wissen wir noch keine», sagt Bachmann. Eine Möglichkeit ist, dass alle Buchungen vor Ablauf der Buchungsfrist per Email bestätigt werden. Eine andere, dass eine Übersicht der Buchungen nach Modulbuchungsende verschickt wird. Dann müssten die Studierenden falsche Einträge melden. Eine dritte, dass jede Buchung und Stornierung per Email bestätigt wird.

«Das Problem wurde erkannt, akzeptiert und wir erarbeiten nun eine Lösung», sagt Bachmann. Ende gut, alles gut? – Das scheint tatsächlich der Fall zu sein. Es bleibt nur noch zu hoffen, dass die WWF in Zukunft mit der Behandlung von Problemfällen etwas flexibler wird. Die ZS bleibt dran.

Kampf um die letzten Plätze Immer mehr Studierende schreiben sich an der Uni ein. Am meisten bei den Wirtschaftlern. Der Raum wird knapp.

«Eng, sehr eng»: Prüfungen in der Turnhalle.



Der Saal KOH-B-10 war letztes Semester meistens voll. So voll, das alle, die erst zehn Minuten vor der Vorlesungen antraten, keine Chance mehr hatten, den Raum auch nur zu betreten. Die Luft war schwül, Sauerstoff Mangelware und die Treppen besetzt.

Wer im Assessment-Jahr Wirtschaft studiert, kennt solche Szenen. Während die Gesamtzahl der Wirtschafts-Studierenden über die Jahre ungefähr konstant geblieben ist, steigt die Zahl der Erstsemestrigen an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät von Jahr zu Jahr an. Das stellt die Fakultät vor Platzprobleme: Vorlesungen mit mehreren Übertragungen sind keine Seltenheit. In einigen Übungen herrschen Zustände wie an einem überbesuchten Popkonzert. Man kann sich zwar über OLAT für eine Übung zu einem bestimmten Zeitpunkt einschreiben, doch daran hält sich niemand. Wer will schon am Freitagmorgen von 8 bis 9 Uhr an eine Übung?

Prüfungen finden mittlerweile in der Dreifach-Turnhalle am Irchel statt. Nächstes Jahr sollen sie gar im Zürcher Messezentrum abgenommen werden. Dass die Wiederholungsprüfungen ab-

geschafft wurden, verschlimmert die Situation: Durchfallquoten in den Assessmentprüfungen von bis zu 40 Prozent kommen vor. Alle, die durchfallen, müssen das erste Jahr wiederholen – und sitzen für ein weiteres Jahr in den Sälen.

Markus Mühlemann, Präsident des Fachvereins Oekonomie ist sich der Platzproblematik bewusst: «In den Vorlesungssälen des Assessment-Jahrs ist es eng, sehr eng. So kann es jedenfalls nicht weitergehen.» Er sieht zwei Möglichkeiten: Die Wiederholungsprüfungen wieder einzuführen oder die Vorlesungen als Podcasts anzubieten. Ersteres sei aufwändig, das zweite stosse bei gewissen Dozierenden auf Ablehnung.

Die Neuanmeldungen steigen nächstes Jahr wahrscheinlich wieder an. Mit dem Gedränge werden die Studis wohl oder übel leben müssen. Neue Räume können nicht einfach so gebaut werden. So sind die Wirtschafts-Studis eben gezwungen, früh aufzustehen. Oder auch im Vorstellungssaal ihre Ellbogen zu benutzen – so quasi als Training. Das ist im späteren Leben ja auch nützlich, wie gewisse Dozierenden einem vorhalten.

STUDIENDENSTATISTIK

Eintritte an der UZH:	
WS 05/06	3162 (-0.5%)
WS 06/07	3147 (-0.5%)
HS 2007	3362 (+6.8%)
HS 2008	3659 (+8.8%)

Eintritte an der WWF:	
WS 05/06	546 (+8.8%)
WS 06/07	572 (+4.8%)
HS 2007	641 (+12.1%)
HS 2008	830 (+29.5%)

Aufstand der Zwerge Am Philosophischen Seminar fordern Studierende die Professoren heraus: Sie wollen ein anderes Lehrangebot. Wird die Uni auf sie hören?

Krieg der Philosophien.



Wenn eine Professur neu besetzt werden soll, kümmert das normalerweise kaum einen Studierenden. Mit etwas Glück lässt sich vielleicht einer überreden, in die Berufungskommission zu sitzen.

Anders bei den Philosophen. In den nächsten drei Jahren werden dort zwei Lehrstühle vakant. Die Suche nach den Nachfolgern sorgt für Zündstoff und böse Worte unter den Studierenden.

Unter ihnen hat sich vor einigen Monaten eine Lobby gebildet, die für «mehr Differenz» in der Lehre eintritt. Sie wirft

den Dozierenden vor, dass sie einseitig die «analytische» Philosophie aus dem angelsächsischen Raum lehrten. Die «kontinentale» Philosophie, die Dekonstruktivisten, die Diskursanalytiker, die Marxisten kommen ihrer Meinung nach zu kurz. Deshalb sollen die neu zu besetzenden Lehrstühle Vertretern dieser Richtungen zugute kommen, forderten die Lobbyisten in einem Grundsatzpapier vom Oktober letzten Jahres.

Hitzige Diskussion

Kurze Zeit später formierte sich eine Gegenbewegung, die ebenfalls ein Manifest aufsetzte und sich provokativ für «weniger Differenz» aussprach. Die Mitglieder der Gruppe bezweifeln, dass die Kontinentalphilosophen wissenschaftlich arbeiten.

Zum ersten Schlagabtausch kam es am 4. Novem-

ber, als der Fachverein zur Vollversammlung einlud und über das Berufungsverfahren informieren wollte. Studierende und Assistierende beider Lager trugen ihre Positionen vor. Schnell entfachte sich die Debatte zur hitzigen Diskussion. Redner fielen sich ins Wort, immer mehr Studierende verliessen die Versammlung, die ins Chaos abzustürzen drohte.

Schliesslich fanden die Philosophen zur Vernunft zurück. Sie wählten eine Kommission aus Studierenden, die das Berufungsverfahren beobachten soll.

Darin sind jedoch vorwiegend Freunde der Kontinentalphilosophie vertreten.

Inzwischen hat sich auch das «analytische Establishment», wie die aufmüpfigen Studierenden das Seminarkader bezeichnen, zu Wort gemeldet: Nur drei der sechs Lehrstühle seien mit Vertretern der analytischen Philosophie besetzt.

Wer hat das Sagen?

Analytiker gegen Kontinentalphilosophen: Auf den ersten Blick wirkt der Konflikt wie ein Grabenkampf, der oft entsteht wenn ein Lehrstuhl neu besetzt wird. Schaut man genauer hin, wirft die Diskussion aber eine Frage auf, die über die Seminargrenze hinausgeht: Wie weit dürfen die Studierenden mitreden?

Eine Umfrage am Seminar hat ergeben, dass eine Mehrheit der Studierenden mehr Kontinentalphilosophie in der Lehre will: Sie wollen Marx, Foucault und Sartre hören. Die Dozierenden dagegen sind mehrheitlich der Meinung, dass dies nicht nötig sei. Manche von ihnen, so hört man, würden auch an der Relevanz und Wissenschaftlichkeit dieser Forscher zweifeln.

Entscheiden über die künftige Ausrichtung der Professuren wird die Kommission, die den sogenannten Strukturbericht verfasst. Im Gremium sitzt zwar nur eine Studentin. Ihre Stimme sollte aber besonderes Gewicht haben: Die Professorenschaft bekundet gerade in Berufungsfragen immer wieder, dass man die Anliegen der Studierenden ernst nehmen und sie einbinden wolle. Der Konflikt am Philosophischen Seminar wird zeigen, wie ernst sie es damit tatsächlich meinen.



Masterstudium in Luzern

Kultur- und Sozialwissenschaften
Rechtswissenschaft

Informationsveranstaltung, 26. März 2009, 18.15 Uhr

Universität Luzern, Union, Löwenstrasse 16, 6004 Luzern | www.unilu.ch/master



Karriere

Text und Bild: Isabel Hempfen

MASTER IN JOURNALISM.

Einzigartig in der Schweiz – der Professional Master in Journalism. Die Kooperation zwischen MAZ, der Hamburg Media School und dem Institut für Journalistik der Uni Hamburg öffnet das Tor zum internationalen Markt und zu einer der führenden Medienstädte Europas. In dem praxisnahen Studiengang trainieren Hochschulabsolventen die Kunstgriffe des Handwerks in Hamburg und Luzern. Sie schreiben und recherchieren, sie produzieren Radio- und Fernsehbeiträge und realisieren Crossmedia-Projekte. Sie profitieren von den neuesten Erkenntnissen der Journalismusforschung. Begleitet von in- und ausländischen Medienprofis und Wissenschaftlern, getragen von Verlegern und Verbänden, von SRG und namhaften deutschen Medienunternehmen. Alles Weitere: www.maz.ch

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33
office@maz.ch, www.maz.ch

maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

WIDERSPRUCH

Beiträge zu sozialistischer Politik

55

Demokratie und globale Wirtschaftskrise

Finanzmarkt-Kapitalismus, Wirtschaftsdemokratie, öffentlicher Sektor, Verteilungsgerechtigkeit, Gleichberechtigung, Geschlechterdemokratie: Erwerbsarbeit und Familie; Postdemokratie, Gewerkschaften; Pensionskassen; Zukunft der Demokratie und politische Bildung; SVP contra Rechtsstaat

M.R. Krätke, H. Schächli, H.-J. Bontrup, H. Schul, W. Spieler, A. Demirović, F.O. Wolf, G. Notz, Th. Wüthrich, K. Dörre, W. Halner, U. Marti, S. Da Rin, S. Künzli, M. Spescha

Diskussion

H.-J. Burchardt: Die Herausforderung Lateinamerika
R. Rey: Demokratische Entwicklungen
B. Ringger: Chavismo und Demokratie in Venezuela
S. Ben Néfissa: NGO, Staat, Zivilgesellschaft

240 Seiten, Fr. 25.– (Abw. Fr. 40.–) zu beziehen im Buchhandel oder bei WIDERSPRUCH, Postfach, 8031 Zürich
Tel./Fax 044 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

KörperKultUr

Frühjahrssemesterprogramm 2009:

25.02.09, 19:00h: „Euer Leib – ein Tempel Gottes“
5 Abende zu biblischen Texten über Körperlichkeit

03.03.09, 20:00h: „Auf meine Art“ – Vernissage
Fotoausstellung: Körperästhetik junger Menschen fotografiert von Ursula Markus

23.03.09, 18:00h: Klosterwoche Ilanz vom 13.-18.04.09
Infoabend: am Rhythmus des klösterlichen Leben teilnehmen

26.03.09, 20:15h: „Frauenhandel“, Begegnungsabend
Doro Winkler (FIZ) spricht über Frauenhandel & Ausbeutung

...und vieles mehr im neuen aki-Programm, oder unter www.aki-zh.ch – Meditation, Beratung,



AUTO

Fahrstunde ab Fr. 79.-

AGORAS STREBEL

Notfälle | Theorie | Auto | Motorrad | Verkehrskunde | IWB

Sekretariat: Haldenstrasse 15, 8185 Winkel
Gratis-Telefon: 0800 18 18 18
Theorielokale: Seilergraben 15, 8001 Zürich
Untergasse 1, 8180 Bülach
info@agoras-strebel.ch www.agoras-strebel.ch

zhaw
Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Angewandte Linguistik
IUED Institut für Übersetzen und Dolmetschen
English
Komunikation
Italiano
Technik
www.35RiverdaleRd.ch

Wo wollen Sie hin? In die Theorie oder in die Praxis?

Ohne Theorie kommt man nirgendwo hin. Das ist auch bei uns so. Aber der Weg ist nicht das Ziel. Das Ziel ist die Praxis. Ein Platz im Berufsfeld der mehrsprachigen Kommunikation. Dafür bilden wir aus. Interessiert? Informieren Sie sich:

Tag der offenen Tür:
Samstag, 7. März 2009, 10.00–16.00 Uhr
Info-Nachmittag:
Mittwoch, 1. April 2009, 14.30–16.30 Uhr

IUED Institut für Übersetzen und Dolmetschen, Theaterstrasse 15c
8401 Winterthur, Telefon +41 58 934 60 60, info.iued@zhaw.ch
www.linguistik.zhaw.ch/iued/studium

Zürcher Fachhochschule

Move it!

Vor fünf Jahren gründete Christopher Gasser Studentmove. Seither zügelt das Unternehmen alles von Kunst über Krempel bis hin zu Kleidern.

So oft wie Geschäftsführer Chrisoph Gasser ist wohl noch niemand umgezogen.



Einmal erteilte eine Dame im Zürcher Seefeld seinem Unternehmen den Auftrag, eine Ladung Kleider nach Lausanne zu transportieren, erzählt Christopher Gasser. «Wir waren mitten beim Einladen, als die Dame anfang, ihre teuren Anzüge in den nahen Bach zu werfen.» Warum sie die schönen Stücke denn fortwerfe, fragte er sie. Sie habe zu viele Kleider, antwortete die Frau: «Die müssen jetzt in den Bach.»

Vieles ging zu Bruch

Mit einem VW-Camper fing alles an. Damals, im Jahr 2002, hatte der heute 27-jährige Gasser gerade ein Jahr BWL an der Universität Zürich hinter sich. Zum theorielastigen Studium suchte er einen praktischen Ausgleich. Er begann

Umzüge für Studierende zu organisieren. Aushänge in den Uni-Gebäuden warben für seine Dienste. Die Camper-Züglete gestaltete sich chaotisch, war der VW doch mit Küche, Schränken und Sitzgruppe ausgestattet. Immer wieder ging etwas zu Bruch. Dennoch fuhr er bis zu sechs Aufträge in der Woche. Schliesslich entschied er sich 2004, eine Firma zu gründen. Sein Startkapital, während zwei Jahren zusammengespart, betrug 10'000 Franken. Als erstes kaufte er davon ein neues Auto.

Studentmove wuchs rasant. «Es macht Spass zuzuschauen, wie die eigene Firma wächst», sagt Geschäftsführer Gasser. Doch wenn das Unternehmen wächst, steigt auch der Investitionsbedarf und die Probleme häufen sich. Im-

mer wieder wurde es knapp in der Kasse. Gasser hatte Löhne zu zahlen und wusste zuweilen nicht wie. Dennoch gelang es ihm, ohne Kredit über die Runden zu kommen. Hundert-Stunden-Wochen waren dabei keine Seltenheit.

2006 wuchs der Umsatz binnen eines Jahres um das Achtfache. «Finanziell geht es dem Unternehmen immer besser», meint Gasser, der seit einem Jahr nachts wieder schläft. Sein Team besteht momentan aus fünf Leuten. Daneben beschäftigt er vier Festangestellte und rund fünfzig Teilzeitmitarbeiter – Umzugshelfer, viele davon Studierende. Etwa achtzig Aufträge führt Studentmove im Monat aus. Im Internet ist das Unternehmen stark präsent. Auch andere Taktiken dienen der Werbung: Zwei Werbeautos und zwanzig Studentmove-Drahtesel stehen in Zürich.

Mehr als drei Tage Ferien

Was eigentlich als Nebenbeschäftigung zum Studium begann, wurde zum Vollzeitjob. Zum Studieren blieb wenig Zeit. Dennoch war Gasser das Studium immer wichtig – diese Tage reichte er seine Lizenziatsarbeit ein. Gasser ist froh, dass die zusätzliche Belastung durch das Studium in Zukunft weg fällt. Dann möchte er alte Freundschaften pflegen und wieder einmal länger als drei Tage Ferien machen und sich sonst ganz auf den Job konzentrieren. Bei grossen und komplizierten Umzügen ist Gasser zuweilen auch selbst vor Ort. So auch an jenem Tag, als in der Bahnhofstrasse ein Kleidergeschäft geräumt werden sollte. Dies war nicht mehr nötig: Das Geschäft war über Nacht ausgeraubt worden.

Ein Steinwurf von der Revolution entfernt

Die ZS hat sich auf die Suche gemacht. Und sie schliesslich gefunden: Die letzten Klassenkämpfer. Zum Stand der Weltrevolution im Februar 2009.

Text und Fotos: David Hunziker und Benjamin Magnin
Illustration: Philip Schaufelberger

Wer am 6. Juli 1971 den Lichthof der Uni Zürich betrat, der musste meinen, die Weltrevolution stehe unmittelbar bevor: Hunderte Studierende hockten am Boden und skandierten für eine neue Welt. An den Balustraden im Stockwerk F hingen drei grosse Leintücher, die Köpfe von Lenin, Mao und Marx waren darauf gemalt und wachten über die Umstürzler. Etwas weiter unten hing der Sowjetstern.

Die Polizei räumte den Sitzstreik in der folgenden Nacht. Die grosse Revolution scheiterte. Heute sitzen die Studierenden von damals in Schulen, Kulturbehörden und im Bundesrat. Oder sind Manager geworden.

Wer dieser Tage den Lichthof der Uni Zürich betritt, sieht strebsame Studierende im Kragenhemd, die auf den Laptop starren. Ausnahmezustand herrscht im Lichthof, wenn McKinsey und Deloitte an den Career Days Broschüren verteilen. Revolution sieht anders aus.

Trotzdem haben die Protestierenden von 1971 nachgewirkt. Die Revolution lebt weiter. Wir haben einige Studierende getroffen, die, mehr oder weniger versteckt, auf die grosse Veränderung hinarbeiten.

Industriequartier, ein Anarchist

Es ist kalt in Zürich am Quellenhof. Adrian lässt zum Glück nicht lange auf sich warten. Eigentlich wollte er ja kein Interview geben. Schliesslich hat es doch geklappt. Er habe aber nicht allzu lange Zeit, sagt er und zieht an seiner Zigarette. Wir gehen in ein Lokal unweit von seinem Arbeitsplatz, dem Büro der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee. Im Restau-

raunt «Holzschopf» spielen ältere Leute mit Würfeln.

Wieso er sich politisch engagiere? – «Wieso nöd?!», gibt der 24-Jährige zurück. In Glarus als Einzelkind in einer bildungsbürgerlichen Familie aufgewachsen, sei er politisch aktiv gewesen, seit er sich erinnern könne, erzählt Adrian. Mit 18 Jahren begann er sich für anarchistische Theorien zu interessieren, er begann mit «Bildungsarbeit auf dem Land». Dort sei die revolutionäre Arbeit besonders nötig. Mit Gleichgesinnten baute er eine Bibliothek auf und führte politische Filme vor. Deshalb wohnt Adrian immer noch auf dem Land, obwohl er schon seit fast fünf Jahren in Zürich Geschichte studiert.

In der Unipolitik hielt er es nicht lange aus. Ein Jahr lang sass er im Studierendenrat (StuRa) der Universität Zürich – ein «abschreckendes Erlebnis», sagt Adrian. «Da gab es ewige Diskussionen um gar nichts.» Zudem sei der StuRa finanziell von der Uni-Leitung abhängig. «Wie soll man da etwas Grundlegendes verändern können?» Dass man das eigentlich kann, daran zweifelt Adrian nicht. Er hofft auf eine anarchistische Revolution. «Die Welt hat gerade in diesen Krisenzeiten eingesehen, dass ein Wechsel nötig ist!», meint er. Man müsse zurück zu autarken Systemen, welche die Grundversorgung garantieren würden. Um das Modell zu testen, verbrachte er schon einige Ferienwochen in Anarchisten-Camps.

Uni Zentrum, ein Marxist

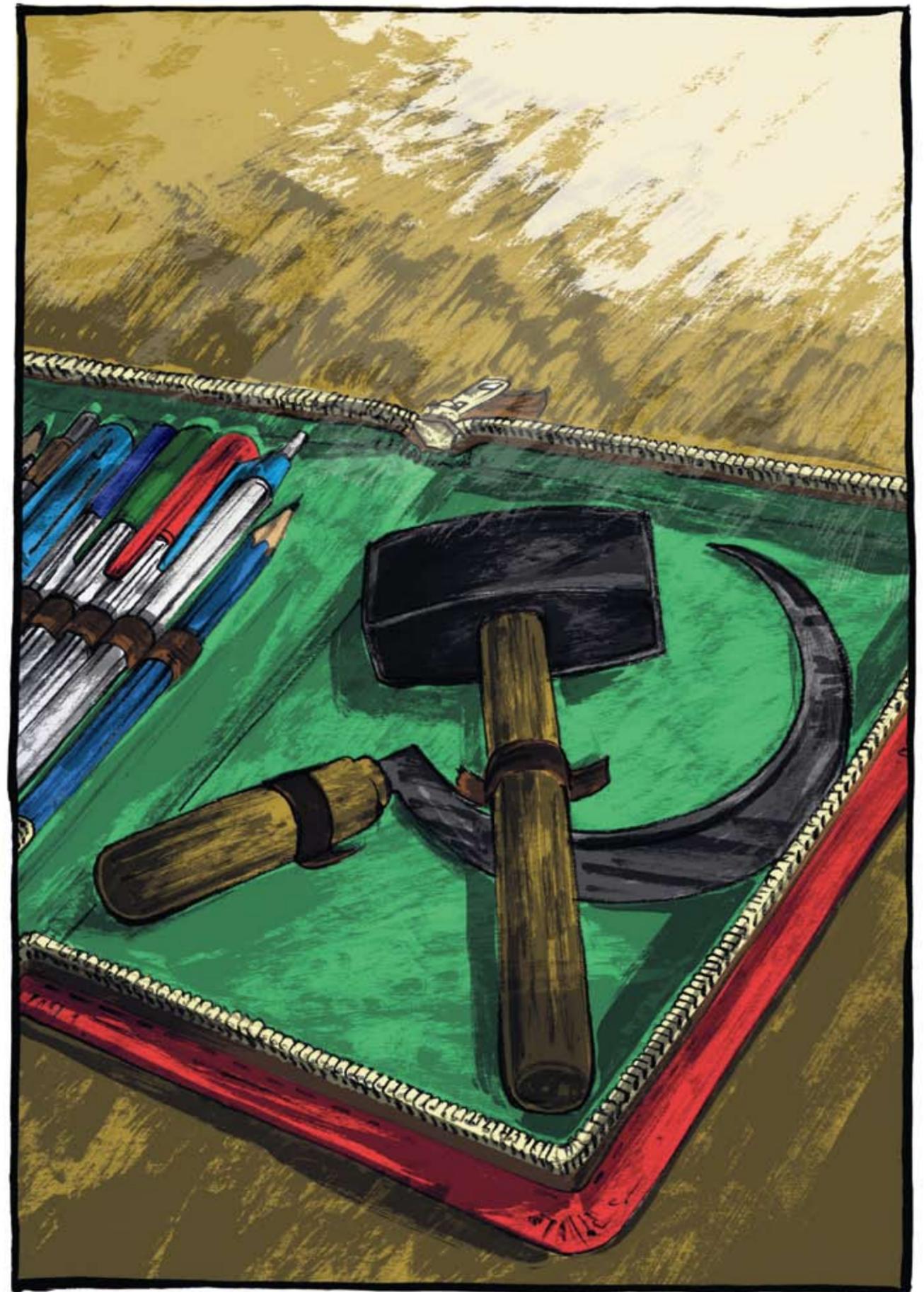
Etwas erstaunt verabschieden wir uns von Adrian. Ist das die Zukunft? Globa-

lisierung rückgängig machen, wieder Selbstversorger werden? Wir wollen eine Zweitmeinung einholen und nutzen dazu erst mal kapitalistische Hochtechnologie. Das 13er-Tram bringen uns an die Uni Zentrum. Im Lichthof wartet Michael Koller, in der Hand einige Plakate, die für eine politische Veranstaltung werben. Michael ist überzeugter Marxist und ein überzeugender Redner. Eines hat er mit Adrian gemeinsam: Das Desinteresse für Unipolitik. «Der StuRa ist eine kleine, kastrierte Version des Parlamentarismus.»

Mit grossem Elan spricht Michael vom Klassenkampf, von Produktionsmitteln, vom Kapital, von Gebrauchswerten. Von Sozialdemokraten und Globalisierungskritikern hält er nicht viel mehr als vom StuRa: «Wer der Illusion nachhängt, der bürgerliche Staat könne als Instrument einer gut funktionierenden Gesellschaft dienen, ist für mich kein Linker.» Die Veränderung im Kleinen ist für Michael der falsche Weg. Verbesserung gibts nur in grossen Würfen. Michael will die kommunistische Weltrevolution.

Eine linke Gesinnung habe er seit jeher, erzählt Michael, 28 Jahre alt. Für politische Arbeit interessierte er sich als 20-Jähriger aber noch nicht. Damals studierte Michael Philosophie und Literaturwissenschaft. Ein Krankheit zwang ihn, das Studium abzubrechen.

Vor vier Jahren begann er seine ausserparlamentarische politische Arbeit in einer revolutionären sozialistischen Organisation. Er organisiere politische Veranstaltungen und kämpfe für die Rechte von Arbeitern, erzählt Michael.



Steine werfen am Ersten Mai? «Das halte ich für verfehlt.»

Irchel, zwei Klandestine

Weltrevolution ohne Gewalt, geht das? Werden sich die Unterdrückten friedlich erheben und das Establishment die Waffen kampflös niederlegen? Wir beschliessen weiter nachzufragen. Als wir aus dem Unigebäude treten, werden wir von Regen überrascht und ein starker Wind pfeift uns um die Ohren. Vielleicht ein Vorzeichen des grossen Umsturzes? Wir rennen den Gebäuden entlang zur Tramhaltestelle Unispital und wärmen uns im 9er-Tram auf. Am Milchbuck holt uns Walter, 19 Jahre, ab. In einem Spunt an der Bucheggstrasse wartet bereits sein Freund Heinz, 25 Jahre.

Die beiden Politologiestudenten geben sich klandestin. Die Organisation, der sie angehören, wollen sie in der ZS nicht nennen. Auch ihre wahren Namen verraten sie nicht. Und fürs Foto kehrt uns Walter den Rücken zu.

Heinz arbeitet seit neun Jahren am Klassenkampf, Walter erst seit deren zwei. Am Anfang seines Engagements, erzählt Walter, stand die simple Frage, die so manches junge Herz ganz nach links rücken lässt: Warum geht es den einen Menschen so gut und den andern so schlecht? Ihn liess die Frage nicht mehr in Ruhe. «Durch das Studium und die wissenschaftliche Aufarbeitung begann ich zu verstehen, wieso das so ist – und auch, was ich dagegen machen kann», erzählt er.

Sie seien sich bewusst, sagen Heinz und Walter, dass Farbanschläge oder fliegende Steine am ersten Mai keine

Umstürzler sind medienscheu: Walter, 19.



direkte Wirkung hätten. Sie tun es trotzdem. «Es handelt sich dabei um ideologischen Symbolismus», sagt Walter etwas kryptisch. Hä? – «Wir wollen zeigen, dass es noch Widerstand gibt.» – Schon deutlicher.

Uni Zentrum, ein Pragmatiker

Der Regen hat sich verzogen, Zeit für etwas Schönwetterpolitik. Wir fahren zurück zum Uni Zentrum, wo wir mit David Gallusser, 24, verabredet sind. In den Augen von Michael, Heinz und

Walter arbeitet er für das System. Gallusser ist bei den Jungsozialisten und sitzt im StuRa. Revolution? An die glaube er nicht. Trotzdem hört David Gallusser das Wort Pragmatiker nicht gerne: «Ich setze mich für eine andere Universität in einer anderen Schweiz in einer anderen Welt ein», umschreibt David sein politisches Handeln. Dafür kämpfte er mit Herz und Hoffnung. Vom Berufslinken ist Gallusser, mit entwaffnendem Blick und wilder Mähne auf dem Kopf, tatsächlich noch meilenweit entfernt. Er gestikuliert und

«Politische Gewalt kann helfen»: David Gallusser, 24.



gerät in Fahrt, wenn er von der besseren Welt spricht.

Fast meinen wir, Gallusser wolle das System mit Blumen kippen – da sagt er auch schon, dass er kein Pazifist sei. Wo politische Gewalt helfen könne, stelle er sich nicht dagegen. «Die Menschen müssen erkennen, dass das herrschende Wirtschaftssystem nicht in ihrem Interesse handelt. Dafür müssen wir alternative Ideen aufzeigen und eine kritische Kultur leben – gerade auch an der Uni», meint er und klingt jetzt fast revolutionär.

Wie war das jetzt? Ein Revolutionär spricht sich gegen Steinewerfen aus? Der sogenannte Pragmatiker legitimiert Gewalt? Verkehrte Welten. Haben wir die Orientierung verloren oder die Linken?

Der Ruf des Futtertrogs

Wir fahren nach Hause, etwas enttäuscht. Wir sind so schlau wie zuvor. Wir konnten nicht wirklich herausfinden, wer die Linken im Untergrund sind, denn sie konnten oder wollten sich selbst nicht genau einordnen. Sie blie-

«Vielleicht bräuchte nur jemand am richtigen Ort den ersten Stein zu werfen oder zur rechten Zeit die entscheidenden Worte zu rufen. Vielleicht würden sich die Menschen erheben, den Reichtum verteilen und die Welt verbessern.»

ben zu abstrakt. Sie wollten zu wenig von sich preisgeben und grenzten sich vor allem ab. Die Erbkrankheit der harten Linken. Fast hat man das Gefühl, jeder bastle einsam an seiner eigenen Version der Weltrevolution, die ohne Einigkeit sowieso in weiter Ferne bleibt.

Wäre die Gelegenheit so schlecht? Wann, wenn nicht jetzt, wo das System infrage gestellt wird wie schon lange nicht mehr? Nehmen wir die Ungerechtigkeit wirklich nur mit einem Schulterzucken hin? Vielleicht bräuchte nur jemand den ersten Stein zu werfen. Oder zur rechten Zeit die entscheidenden Worte zu rufen. Vielleicht würden sich die Menschen erheben, den Reichtum verteilen und die Welt verbessern.

Wahrscheinlich werden sie es nicht tun. Das Leben ist schon ohne politische Umstürze kompliziert genug. Theodor Fontane soll einst gesagt haben: «Wer mit 19 kein Revolutionär ist, hat kein Herz. Wer mit 40 immer noch ein Revolutionär ist, hat keinen Verstand.» So verliessen beispielsweise auch Moritz Leuenberger und Joschka Fischer den Weg der revolutionären Tugend und marschierten durch die Institutionen. Heute sitzen sie am Futtertrog und werden von unseren porträtierten Linken verachtet.

Doch wo werden sie später einmal stehen? Adrian, der Anarchist, sieht sich in Zukunft mit einer 50-Prozent-Stelle in einer politischen Organisation. Er will in einer Kommune leben. Walter hofft, auch in alten Tagen noch an Demonstrationen anzutreffen zu sein. Man mag vielleicht an ihren Durchhaltewillen glauben. Der Glaube an die grosse Veränderung fällt aber schwer.



Ach, du studierst Latein? Zusammen mit langhaarigen Männern und Brillenschlangen?

Ich habe früher auch gerne Asterix gelesen, denke ich, wie ich dich, lesend, im Tram sehe. Doch Halt! Da steht ja: «Asterix apud Britannos»! Ach so, du bist eine Lateinstudentin. Eigentlich bist du unauffällig, aber bei genauerer Betrachtung spricht alles dafür.

Es fällt dir schwer, dich zu entscheiden: alt oder modern, brav oder ausgefallen? Deine Haare mit Haarspray zu behandeln verabscheust du, deshalb zielt stets ein Béret deinen Kopf. Über dein Gesicht blicke ich schnell hinweg, deine dünne, unscheinbare Brille vermag meinen Blick nicht zu fesseln. Du trägst ein weisses Hemd und Stoffhosen. Jeans verabscheust du. Mit deinen schwarzen Turnschuhen kannst du fast lautlos durch die Gänge der Uni schreiten.

Dein Schritt ist unsicher. Diese Unsicherheit rührt wahrscheinlich daher, dass du in deinem Leben erst zweimal die Schule gewechselt hast: Primarschule, Langzeitgymnasium und jetzt Uni. In deinem Zimmer hängen immer noch Poster von galoppierenden Pferden. Du magst keine Veränderungen.

Du widersprichst ungerne, wenn es aber ums Latein geht, dann nimmst du es sehr genau. Wenn ich mit dir über Caesar oder Cicero sprechen würde, hieltest du dir deine Ohren zu – «Das <C> spricht man wie ein <K> aus, ver... verflucht noch mal!» Als dir dein kleiner Bruder erzählt hat, dass er sich gestern Abend klammheimlich aus der Haustür geschlichen hat, belehrst du ihn, dass «clam» eigentlich schon heimlich bedeute und «klammheimlich» deswegen ein Pleonasmus sei.

Gerne hättest du einen Freund, um dich mit ihm über solche interessanten Dinge zu unterhalten. Du stehst aber nicht auf lange Haare und die tragen in deinem Studium alle Männer – sofern sie nicht altersbedingt ausgefallen sind. Wenigstens plagen dich keine Zukunftsängste, denn Lateinlehrerinnen gibt es nicht viele. Deine Augen glänzen jetzt schon, wenn du daran denkst, wie du ins Klassenzimmer trittst, laut «salvete discipuli discipulaeque» sagst und alle Schülerinnen und Schüler aufstehen und brav mit «salve magistra» antworten.

Stimmt's? Der Fachverein antwortet:

12 Uhr mittags. Ich sitze an der Uni und denke darüber nach, wie die typische Lateinstudentin aussieht. Die Frisur hält. Gedankenverloren streiche ich über meine Jeans und wippe mit den Absatzschuhen. Bin ich die typische Lateinstudentin?

Ah, jetzt weiss ich wieder, was ich am der typischen Lateinstudentin am liebsten mag! Die Tatsache, dass es sie nicht gibt. Kommt man zu uns in die Vorlesung, trifft man die unterschiedlichsten Menschen an, vom Streber bis zur Tussi, vom komischen Kauz bis zum unauffälligen Normalo. Und oft wundert man sich, dass sich gerade diese Person für Latein entschieden hat. Und doch sind sie alle begeistert von dieser «toten» Sprache und wollen sich mit der Kultur und der Literatur der alten Römer auseinandersetzen. Wer will schon Lateinübersetzungen von Asterix lesen, wenn er Plautus-Komödien oder Ovid-Gedichte im Original lesen kann? Wer Latein lernt, ist eindeutig nicht von gestern, er lernt vielmehr auch etwas für und über das Leben von heute. Habt ihr bemerkt, dass Cicero und Obama eigentlich gar nicht so verschieden sind?

Wer Latein studiert, muss sich bewusst sein, dass man eine unter wenigen ist. Das hat Vor- und Nachteile: Man kennt sich untereinander, kann sich schlecht ausweichen und jeder weiss praktisch alles über jeden. Und nirgendwo gibt es grössere Klatschbasen als bei den Lateinern! Dafür sind Lateinlehrer sehr gefragt und schon während dem Studium kann man nebenher gutes Geld verdienen. Ausserdem gibt es da ja noch die vielen anderen Studierenden, die das Latein nachholen und Nachhilfelehrer suchen. Das Geld kann man in eine Lateingrammatik oder auch in neue Jeans investieren, quod libet. Was mich angeht, werde ich davon wohl eine unauffällige Brille und schwarze Turnschuhe kaufen, die ich dann mit einem Schmunzeln im Uni-Hauptgebäude tragen kann. Schliesslich will ich gewissen Leuten nicht alle Vorurteile nehmen.

Annina Naef,
Fachschaft KLPHS (Klassisch-Philologisches Seminar)

Duell Hornbrille

Dafür

Ja, ich trage Hornbrille. Sie war kein geplanter Kauf, sondern die Folge eines Schicksalswinks: Eines Morgens sprang eine Kontaktlinse aus meinem Auge. Beim Suchen zertrat ich sie. Ich beschloss, mir eine Brille zuzulegen, um für solche Malheurs künftig gerüstet zu sein. Die Optikerin hielt mir dieses mattschwarze, eckige und doch so schön geschwungene Gestell unter die Nase. Da wusste ich: Das Ding will ich auch auf meiner Nase.

Hornbrillenträger. Eine marginalisierte Gruppe in der Gesellschaft. Für Fashionistas und andere Tyrannen sind sie leichte, weil auffällige Opfer. Alles mögliche wird in Hornbrillenträger hineinprojiziert: Der Neid auf die Szenis, die wissen, wo die Trends gesetzt werden. Unverständnis gegenüber der Avantgarde, die Neues wagt, das man erst später versteht. Der Wunsch, irgendwelche Leute an den Rand der Gesellschaft zu drängen, um sich selbst in der Mitte zu wissen.

Hornbrillenträger haben es nicht leicht. Wer das Teil auf die Nase setzt, exponiert sich. Die Kritiker kapieren aber nicht, dass man von der Hornbrille nicht voreilig auf den Träger schliessen soll. Natürlich laufen Mochtgernecoole und debile Regisseure damit herum. Aber eben auch andere Menschen. Gute wie schlechte, stilvolle und stillose Kurzsichtige haben ein Bekenntnis zu dieser wunderbaren Sehhilfe abgelegt: Robert Mugabe ebenso wie Erich Honecker, Johnny Depp ebenso wie Max Frisch.

Mit letzterem kommen wir auch gleich zum ästhetischen Kernargument der Hornbrille-Gegner: «Huere Retroscheiss». Auch diese Kritik trifft voll ins Leere. Gegenstände aus dem vorigen Jahrhundert sind nicht nur eine aktuelle Modelaune. Fernab von der «Vogue» haben sich in den letzten Jahrzehnten einige Gegenstände etabliert und die zeitlose ästhetische Absolution erhalten: Lederjacke, Jeans, Converse. Und eben die Hornbrille.

Meine Hornbrille trage ich übrigens nur in Extremsituationen, in der Wüste und vor dem Zbettgehen. Denn, sind wir ehrlich: Eigentlich sehen alle Brillen scheisse aus.

Dagegen

Auch unser Chefredaktor ist dem fürchterlichen Trend erlegen und trägt sie. Wie eine fette Spinne sitzt sie in seinem Gesicht, die fiese schwarze Hornbrille. Dabei geht ihre Ära doch bereits wieder einem wohlverdienten und lang ersehnten Ende entgegen. Nur männliche Mochtgerne models und ein einsamer Fielmann-Angestellter tragen sie noch. Und einige der Mode hinterherstolpernde Magazine loben sie als das neuste und trendigste Accessoire überhaupt. Aber wieso tun sie das?

Erich Honecker, Woody Allen oder Max Frisch haben ihre Brillenungetüme, deren Nachkommen auf heutigen Nasen thronen, wohl kaum aus Stilbewusstsein getragen. Es gab damals halt nichts anderes. Deshalb muss man vierzig Jahre später aus der Not noch lange keine Tugend machen! Die unförmigen, dickrandigen Gestelle sind Anachronismen und haben in unserer Gesellschaft nichts mehr zu suchen.

Hornbrillen sehen nun mal nicht gut aus. Sie stehen höchstens einer Handvoll hinreissend schöner Menschen. Deren Vollkommenheit kann auch so ein dickes Ungetüm im Gesicht nichts anhaben. Leider sind aber die wenigsten unserer Zeitgenossen mit dem Aussehen und Charme eines Jude Law gesegnet, welcher eben auch mit Hornbrille sexy aussieht – man gedenke der Sehhilfe, die er in «The Holiday» trägt.

Dennoch gibt es Leute, die sie tragen. Immer wenn ich ihnen im Tram oder an der Uni über den Weg laufe, frage ich mich, an wen oder was sie mich erinnern. Bisher sind mir nur Tiervergleiche eingefallen: Erdmännchen mit Sehschwäche, leicht debile Maulwürfe oder kurzsichtige Schildkröten.

Mir fehlen die Worte und ich frage mich, was die Faszination von Hornbrillen eigentlich ausmacht. Denn zugegeben, auch ich habe bei meinem letzten Brillenkauf für eine Zehntelssekunde mit dem Gedanken gespielt, mein Gesicht mit so einem Modell zu ver(un)zieren. Allerdings nur auf Anraten der netten Verkäuferin.

Mooment. Sind wir da vielleicht einer Verschwörung der Brillenindustrie auf der Spur? Werden wir alle manipuliert und des Chefredaktors Hornbrille ist erst die Spitze des Eisbergs? Was haben Fielmann und Co mit uns vor? Über der Eingangstür meines Optikers steht nämlich ein Zitat von Dumas: Das Leben ist bezaubernd, man muss es nur durch die richtige Brille sehen.

Ich möchte wirklich nicht wissen, wie es durch eine Hornbrille aussieht.

Wo ist das?

Dieses Foto ist irgendwo am Hochschulstandort Zürich entstanden.



Kommt dir die Szenerie bekannt vor?

Schicke uns einen Hinweis auf www.zs-online.ch/verlosungen.

Wer uns den richtigen Tipp schickt, ist herzlich eingeladen, für einen Kaffee auf der Redaktion vorbeizuschauen. Rahm bitte selber mitbringen.

3720.—

Kann auch dich zum Helden machen: AED «Fred Easy» an der Bahnhofstrasse.



Innert Sekunden veränderte sich sein Leben. Eben noch wischte er den Boden mit einem Besen, schon ist er Arzt – und das nur durch die Berührung mit einem merkwürdigen, grünen Gerät. Sofort ist klar: Dieses auffällig platzierte Ding an der Wand ist der wahre Protagonist.

Die Szene ist nicht echt, sie stammt aus einem kürzlich ausgestrahlten Werbespot für Defibrillatoren. Neu ist, dass das Gerät plötzlich aus der High-End-Medizin unters Volk gerät. Hinter dem Spot steckt die eindeutige Botschaft: Werde für kurze Zeit zum Arzt und rette Leben!

Bisher war das Privileg, ein Held zu sein, wenigen talentierten Menschen vorbehalten, die in Notsituationen schnell, impulsiv und effizient zu handeln wussten. Der neue Volks-Defibrillator, AED (Automatisierter externer Defibrillator) genannt, rüttelt am hohen Thron dieser Helden (wenigstens was spontane Herzstillstände angeht). Sollte im neuen Zeitalter der AEDs auf der Strasse einmal ein Herz stillstehen, genügt ein entschlossener Passant – das Gerät bedienen kann jeder Idiot. Eine kleine Gebrauchsanweisung für eines der Geräte,

die seit Kurzem in den Telefonzellen an der Bahnhofstrasse hängen: Nimm den Defibrillator aus dem Kasten, trage ihn zur verunglückten Person und machs so, wie du aus Emergency Room kennst: Die beiden Dinger auf den Brustkasten drücken, der Stromstoss erfolgt sofort. Jetzt auf die Wirkung hoffen und bei Misserfolg Vorgang wiederholen. Nach 30 Sekunden ausserhalb des Kastens stellt das Gerät automatisch eine Verbindung zur Ambulanz her – der Profi hilft mit. Wo ein solcher Kasten steht, sind müde Herzen in Sicherheit!

Etablierte oder zukünftige Helden werden sich über die Anschaffung von 13 AEDs an der Bahnhofstrasse ärgern. Was sind sie noch wert, wenn sie nicht aus der Masse herausragen können? Und welche Bewunderung ihnen entgeht! Doch für einen garantierten Anstieg an Sicherheit nehmen wir das Verschwinden dieser Helden gern in Kauf.

Erhältlich bei www.schiller-reomed.ch

Das reformierte Hochschulforum bietet neu Projekte an, wo sich Studierende mit ihren fachlichen und persönlichen Fähigkeiten einbringen können.

HOCHSCHULE
Forum

der reformierten Kirche Zürich

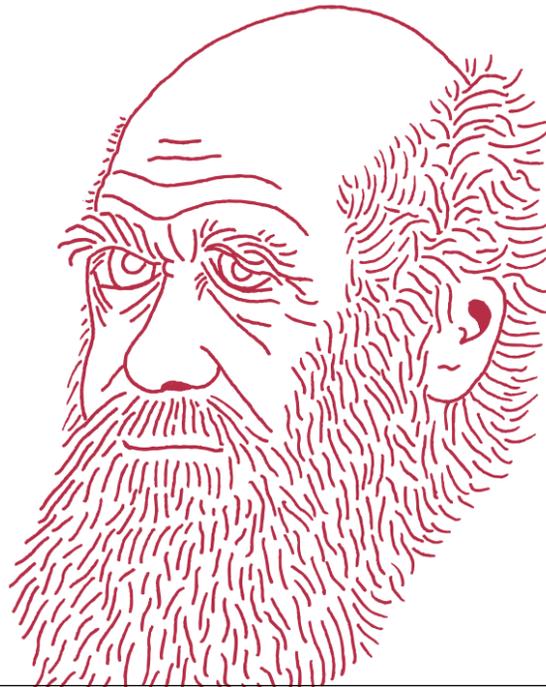
Im Frühlingssemester 09 wird ein Buchprojekt zum Thema Erkundungen lanciert. Ausgehend von der Überlegung, dass es in einem Studierendenleben noch mehr geben muss als Zielstrebigkeit, Effizienz und Leistung, werden die Studierenden aufgefordert eben dieses Mehr in ihrem Leben zu erkunden und in vielfältigen Beiträgen festzuhalten. Der Phantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Texte sind genauso willkommen wie Fotos, Songs, Bilder oder Collagen. Ein Redaktionsteam sichtet die eingegangenen Beiträge und macht daraus ein Buch. Einsendeschluss ist der 12. Juni 2009.

Ebenfalls im Frühlingssemester startet ein Projekt, das im Herbst 09 als Musiktheater zur Aufführung kommt: OPEN SKY: Eine musikalische Klima-Debatte. Im Frühlingssemester 09 wird gemeinsam ein Dossier zum Thema Klima unter verschiedenen Perspektiven erstellt. Im Sommer wird das Ganze in musikalische Formen gegossen. Im Herbstsemester 09 finden die Proben und Aufführungen des Musiktheaters für eine breite Öffentlichkeit statt. Mitmachen in einzelnen Phasen ist möglich.

Weitere Informationen zu den Projekten und zum Mitmachen unter:
www.hochschulforum.ch

Text: Joel Bedetti

Illustration: Christoph Senn



Historische Persönlichkeiten äussern sich zu Studiums-Sorgen. Dieses Mal: Charles Darwin.

Lieber Charles, meine Mitstudenten schreiben immer bessere Noten als ich. Was soll ich tun?
Christian Kämmerling

« Geschätzter Christian, jetzt fürchtest du wohl, du wirst in der Evolution untergehen, da sie nur die Besten und die Stärksten überleben lässt. Natürlich ist dem nicht so.

Nur jemand, der mein Werk ohne Sorgfalt gelesen hat, würde dies sagen. Leider ist das nur allzu oft geschehen.

Wer mein Buch über die Entstehung der Arten verstanden hat, weiss, dass die Evolution nicht nur die Stärksten überleben lässt. In ihrem Verlauf werden einfach jene Arten, welche sich ihrer Umwelt nicht anpassen können, aussterben.

Wenn du, teurer Christian, eine gescheite Strategie findest, kannst du auch mit schlechten Noten in der Welt der Menschen bestehen, ja, dir sogar eine äusserst zufriedenstellende Existenz erschaffen. Wie ich eure Gesellschaft beurteilen kann, zählen Noten nicht mehr soviel wie vormals. In gewissen eurer

Schulen sollen sie ja sogar abgeschafft worden sein. Viel wichtiger erscheint mir der Kontakt mit vielen und wichtigen Mitgliedern deiner Artgenossen zu sein.

Nehme dir ein Beispiel an mir: Ich pflegte zwar den grössten Teil meines Lebens auf meinem Landgut im englischen Downe zu verbringen, korrespondierte jedoch mit hunderten Freunden in allen Ländern unserer Krone. Auch so kannst du in eine gute Stellung gelangen.

Vor allem solltest du bedenken, dass Tiere im Generellen und die Menschen im Besonderen einen Sinn für Ästhetik pflegen. Sollte dein Äusseres den Geschmack deiner Zeitgenossen nicht allzuweit verfehlen, gebe ich dir folgenden Rat: Lasse deine Reize für eine gutsituierte, ältere Artgenossin spielen. Sie wird dir die schlechten Noten vermutlich nicht verdenken. »

Charles Darwin, *1809 – †1882, begründete die Evolutionstheorie. Der Sozialdarwinismus nahm seinen Anfang in der fehlerhaften deutschen Übersetzung von Darwins Werk.



«La Forteresse»: Wir verlosen 80 Tickets

Text: Janira Perrotta
Bild: PD

Es gibt vieles zu verlieren, nicht aber die Hoffnung. In Vallorbe befindet sich »La Forteresse«, eines von fünf Empfangs- und Verfahrenszentren EVZ für Asylsuchende in der Schweiz. Ursprünglich als Luxushotel konzipiert, stellt es heute einen Übergangsort, einen ungewissen Raum der Angst und Zuversicht dar. Inmitten von Stacheldraht und Überwachungskameras werden Anhörungen durchgeführt. Es treffen Menschen unterschiedlichster Kulturen aufeinander. Hilfswerksvertreter, Führsorgende, Befrager, Sicherheitskräfte und Seelsorgende arrangieren sich in einem unaufhörlichen Strom von Kommen und Gehen.

Die Frage nach der Angst

Der Regisseur Fernand Melgar, geboren 1961, reiste als 2-Jähriger heimlich mit seiner Mutter von Marokko in die Schweiz, weil sein Vater hier als Saisonier arbeitete. Die Abstimmung 2006 zum neuen Schweizer Asylverfahren machte Melgar in persönlicher Weise be-

troffen. Er wollte der Frage nachgehen, «woher in diesem Land die Angst vor dem Fremden kommt, warum wir unsere Türen verschliessen und dieses einstige Asylsland in eine uneinnehmbare Festung verwandeln». Bereits für verschiedene seiner früheren Werke («EXIT – das Recht zu sterben», 2005, «Premier Jour», 2000-2003, «Classe d'accueil», 1998) prämiert und ausgezeichnet, erhielt Malgar für »La Forteresse« unter anderem den Preis »Rencontres Internationales du film documentaire Montréal«.

Warten auf ein Schicksal

Vor dem Beginn der Dreharbeiten verbrachte Melgar einige Zeit vor Ort, um eine Vertrauensbasis mit den Mitarbeitern und Asylsuchenden herzustellen. Er schoss über 4000 Fotos, um festzustellen, «wie diese Menschen auf eine Kamera reagieren und das anwesende Filmteam wahrnehmen würden». Dann wurde während 60 Tagen gedreht. Genauso lange dauert ein maximaler Ver-

fahrensaufenthalt in der Festung. Ohne Off-Kommentare, ohne Interviews, ohne Musik, nur beobachtend dokumentiert der Film respektvoll und nicht ohne Humor einen Ort zwischen den Grenzen.

Die Protagonisten sind zweihundert Männer, Frauen und Kinder verschiedenster Herkunft, welche gleichzeitig ein- und ausgeschlossen sind. Sie warten darauf, dass der Bund über ihr Schicksal entscheidet.

Der Fokus liegt dabei auf Begegnungen, unscheinbaren Blicken, Feinheiten in einer alltäglichen Abnormität. Der Film lässt dem Betrachter Raum, seine eigene Ansicht zu hinterfragen und öffnet einen unverbrauchten und offenen Blick auf ein weit auseinandergerissenes Thema.

Die ZS verlost 80 Tickets für die exklusive Vorpremiere am Mittwoch, 12. März im Riff Raff in Zürich. Teilnahme möglich bis am 5. März übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen



Wer wars?

Text: Daniela Zimmermann
Bilder: Joachim Sieber

Hat Harald Nägeli, der berühmt berüchtigte Sprayer aus Zürich, einen Nachahmer? Während die Uni über Weihnachten und Neujahr verlassen war, bescherte sie ein Unbekannter mit einem Geschenk der besonderen Art. Gleich drei neue Strichmännchenzeichnungen zieren die kahlen Betonwände der Unimensa, beim bQm und der grossen Treppe neben bQm und ASVZ-Eingang. Zweifellos sind sie im Stil des bald 70-jährigen Nägeli gemalt. Wer war dieser Unbekannte, der während dem Winterschlaf der Uni seine Spraydose zückte? War es Nägeli selbst?

Der Nägeli wars!

Vergangenen Oktober bekannte sich Nägeli im Tages-Anzeiger klar zu seiner Kunst: «Ich habe wieder angefangen – in Deutschland, wo ich lebe. Und hier kommt es noch – wer weiss.» Seit einiger Zeit wohnt Nägeli wieder in Zürich – in der Nähe der Uni. In den letzten Wochen und Monaten entdeckten da Passanten

auch einige neue Werke. Wie seine früheren Figuren spielen auch die aktuellen mit der Umgebung der Mauer. So werden deren Elemente gekonnt in seine Spraybilder miteinbezogen. Die Strichmännchen an den Wänden der Uni unterscheiden sich im Stil aber klar von früheren Werken des legendären Sprüher. Die Figuren wirken weniger verspielt, in den Linien fehlt der gewohnte Schwung. Zudem sind sie eckiger als früher, Nägelis beliebte Darstellung von weiblichen Rundungen wich männlicher Kantigkeit. Klar, Nägeli könnte seinen Stil verändert haben, immerhin sind seit seiner aktiven Zeit in Zürich 30 Jahren vergangen.

Der Unbekannte wars!

Ein allfälliger Imitator wüsste genau, wie er uns alle davon überzeugen kann, dass es Nägeli gewesen sein soll. Klarheit wäre langweilig, Verwirrung soll gestiftet werden. Und genau deshalb baute der Nachahmer die Stilveränderungen ein. Kugelrunde Brüste wurden zu Penisstri-

chen und die weichen Fischfrauen dadurch zu harten Vogelmännern.

Führt diese Genialität von Mensch willentlich Nägeli und die Gesellschaft an der Nase herum, getrieben von dem Übermut, etwas zu schaffen, wovon geredet wird? Eine andere Motivation eines Imitators ist nicht vorstellbar. Oder griff der Imitator zur Spraydose, um Nägeli eins auszuwischen? Wohl kaum. Es wäre absurd, dass ein spießbürgerlicher Nägeligeegner gesetzeswidrig an Ungebäuden herumsprayed.

Ich wars nicht!

Obwohl mehr für als gegen Nägeli spricht, gibt es keinerlei Gewissheit darüber. Ich möchte mich auf kein Urteil einlassen und kann nur spekulieren. Letztlich weiss nur einer, wer diese Strichmännchen tatsächlich gemalt hat. Oder gegebenenfalls eben zwei. Doch Nägeli streitet es ab und ein anderer bekennt sich nicht zur Tat. Na toll. Ich weiss nur eines mit Sicherheit: Ich wars nicht!



Immanuel Kant

Gebietertisch betritt Immanuel Kant (Michael Maertens) das Schiff. Im Schlepptau die Ehefrau (Karin Pfammatter), den Steward (Wolfgang Michael) und den Bruder Ernst Ludwig (Siggi Schwientek) samt Papagei Friedrich (Michael Ransburg). Ein Liegestuhl auf dem Deck wird zum Thron, sobald Kant sich, steif wie er ist, darauf fallen lässt. Kants Monolog beginnt. Der Redeschwall scheint die Szene zu erdrücken und der Zuschauer hängt gebannt an den Lippen des Professors, bis er merkt, wie sinnlos sein Geschwätz ist. Das wird sich auch für den Rest des rund 90-minütigen Stücks nicht ändern. Der gute Kant ist nämlich ein Geisteskranker, der den Amerikanern die Vernunft bringen und als Gegenleistung durch eine Operation sein Augenlicht wieder erlangen will. Der rote Faden ist gefunden: Ein Paradox, das sich durch das ganze Stück zieht. Die Vernunft des Professors ist eben so blind wie er selbst und die Figuren, die sich um ihn scharen, leiden an geistiger Erblindung. Es bleibt laut Kant alles am Papagei hängen – das ganze Wissen gespeichert im Papagei, der durch ein rotes Tuch vom Tageslicht abgeschnitten ist. Blind also auch der Vogel.

Leider täuschen die ironisch witzigen Dialoge nicht über den schlecht verankerten Slapstick hinweg. Und ob die extreme Karikierung der Figuren in Thomas Bernhards Sinn gewesen wäre, bleibt dahin gestellt. Auf den Zuschauer wirkt sie erfrischend, genau so wie die überzeugend dargestellte, mitreisende Millionär(r)in (Sunnyi Melles), welche Schwung in das Stück bringt. [gal]

Was: Theater «Immanuel Kant»

Wann: 11. März, 20 Uhr

Wo: Schauspielhaus Zürich

Verlosung: Gewinne 3 x 3 Tickets,

Teilnahme möglich bis am

5. März übers Internet:

www.zs-online.ch/verlosungen



Filmstelle

Märchenhaft, Mythisch, Morbid – die drei Ms künden von Welten, in denen Traum und Realität verschmelzen. Die zehn Filme des neuen Zyklus an der Filmstelle versprechen Gänsehaut, Schrecken, Staunen, Rätseln und Fantastisieren. Der Zyklus beginnt mit Tim Burtons «Sleepy Hollow». Einem verklemmten Johnny Depp ist es überlassen das Mysterium des kopflosen Ritters zu lösen, der in der altertümlichen Kleinstadt sein Unwesen treibt und so manchen Einwohner einen Kopf kürzer macht. Wie immer gelingt es Tim Burton, König des Schrägen und Schauerlichen, mit seiner Art des Geschichtenerzählens und einzigartiger Ästhetik, den Zuschauer zu verzaubern. Diesem märchenhaften Grusel folgt eine Geschichte von gestohlenen Träumen und verlorenen Kindern. Marc Caro und Jean-Pierre Jeunet haben mit «La cité des enfants perdus» eine fantastisch düstere Welt erschaffen, die uns Bilder zeigt, die nur im Schlaf entstehen können.

David Cronenbergs «Naked Lunch», der auf William S. Burroughs Roman basiert, vermag mit kafkaesken Visionen und bizzarem Plot den Zuschauer zu berauschen.

Nüchterner folgt diesem Filmmerlebnis Jens Liens «The Bothered Man», der von einem Mann erzählt, der sich mysteriöserweise in einer perfekten Stadt wiederfindet, und dringend flüchten will.

Der gesamte Filmzyklus evoziert auf vielfältige Weise ein Erlebnis des sich Verlierens in den geheimnisvollen Welten, die in unserem Innern stecken. [pd]

www.filmstelle.ch

Was: Filmzyklus

Wann: Dienstags, 20 Uhr

Wo: Stuz², Zürich



Medifest

Morphiumspritzen à discretion? Spassamputationen im Champagnerrausch? Eher nicht. Wenn die Medizinstudierenden ihre Semesterparty steigen lassen, geht es ganz gesittet zu. Wie eine gute Party eben. Normal? Nicht wirklich. Das Medifest beschreibt sich am Besten im Superlativ. Es ist die grösste universitäre Party. Und das einzige Fest, das an der Uni selbst, am Irchel, zuhause ist.

Los gehts um 21 Uhr. Der Fachverein der Mediziner, der die Uniparty organisiert, erwartet 2000-3000 Partygänger. Unter dem Motto «Frühlingshormone» will der Fachverein die Gäste aus dem Winterschlaf aufwecken. Verschiedene Firmen locken an der Party mit Wettbewerben. Studentische Organisationen führen spezielle Themenbars. Heissshungrige werden mit Crepes und Hot Dogs verwöhnt.

Auf den Dancefloors drehen die Platten von DJ Ralph Grieco und DJ Urs Diethelm ihre Runden. Auf dem Hip-Hop Floor legen DJ Ed Hopper, DJ Gent, DJ NOODLEZ, DJ Mike-L und DJ Prime Cut auf. Wers nicht gern aus der Konserve hat, findet im Jazzfloor eine Bleibe: SoundSo, Sulco und JazzAT lassen dort die Saiten zittern. Tickets gibt es an den Kiosken der Universität und der ETH Zürich, in der Buchhandlung Humana am Stadelhofen und übers Internet bei Starticket. [pd]

Was: Medifest

Wann: 21. März, 21 Uhr

Wo: Universität Irchel

Verlosung: Gewinne 5 x 2 Tickets,

Teilnahme möglich bis am

5. März übers Internet:

www.zs-online.ch/verlosungen

Abgehört



Lounge 102

www.loungefm.net

Es gibt Bekanntschaften, die nur flüchtig sind. Es gibt solche, die ein paar Jahre halten. Aber es gibt auch Bekanntschaften, die gehen nicht vergessen. Die, wären sie unter anderen Bedingungen geschlossen worden, vielleicht völlig ordinär wirkten. Aber manchmal, unter einem ganz bestimmten Konglomerat von Zuständen, da werden Bekanntschaften geknüpft, welche die Seele berühren und nicht mehr loslassen. Meine mit Lounge 102 ist so eine.

Wir waren in Istanbul, ziellos, planlos, getrieben vom Drang, für eine Woche unseren gehetzten europäischen Tagen zu entfliehen. Wir schliefen bei Baran, dem Türken mit langem Bart, der ein wenig wie Jesus aussah, und seiner mörderischen Katze. Wir gliederten unsere Leben seinem an. Wir schliefen dauernd, rauchten uns die Birne voll und tranken Rotwein und Efes, das türkische Bier. Dazu assen wir XXL-Toblerone. Die Tage verloren Struktur und Zeit.

Mitten in diesem einzigartigen Ambiente, in perfekter Symbiose mit Zigarretten, Rotwein, Übernachtigung und Grübeleien über unser Dasein, säuselte leise Lounge 102 durch den Raum und übermalte die Szenerie in den wunderbarsten Farbtönen. Dieser Sound war die letzte, fehlende Ingredienz zum Zaubertrank von Istanbul.

Auf Lounge 102 wird selten ein Wort gesprochen. Die Musik ist Jazz, Funk, Soul, Ambient, Chill-Out, Dub, Trip Hop, House, Bossa Nova, Latin, Space Age und Exotica.

Lounge 102 ist die Hintergrundmusik meines Lebens geworden. Jedes Mal, wenn türkische Werbung die dahinplätschernde Musik unterbricht, dann tauchen all diese Bilder aus der Stadt am Bosphorus wieder auf. Die grausame Katze. Die spätnächtlichen Regenschauer. Schlaflosigkeit in Istanbul. Lounge 102 ist eine Bekanntschaft, die mich nie mehr losgelassen hat. [lme]

Aus Leidenschaft bis nach Magnitogorsk

Qualmende Schlote unter einer Eisschicht statt Sandstrand unter dem Sternenhimmel. Wer als Fan seinem Sportverein nachreist, kann einiges erleben.

Michael Baumann* ist 20 Jahre alt, Student und leidenschaftlicher Fan des Zürcher Schlittschuh Clubs (ZSC). Diese Leidenschaft veranlasste ihn dazu, in der laufenden Saison nach Salzburg zu einem Vorbereitungsturnier und im Rahmen der Champions Hockey League nach Linköping, Prag und Helsinki zu reisen. Doch die russische Stadt Magnitogorsk, die nördlich von Kasachstan an der Grenze zu Asien liegt, toppte jede Entfernung.

«Die Spiele der Champions League waren alle unter der Woche und ich achtete beim Planen der Reisen darauf, dass ich an der Uni nicht zu viel verpasse.» Michael war maximal drei Tage unterwegs und sah – abgesehen von den wichtigsten Sehenswürdigkeiten – von der Stadt nur das Nachtleben. Wenn er seinen Mitstudierenden und Freunden von den Reisen erzählt, stösst er auf viel Unverständnis. Kaum einer kann nachvollziehen, wie er sich so in den Diensten einer Eishockeymannschaft stellen kann. Doch wenn Michael über seine Leidenschaft spricht, klingt er wie ein frisch verliebter Teenager: «Ich würde es nicht als Sucht, sondern als ausgeprägte Leidenschaft bezeichnen. Ich tue das aus einer grossen Liebe zum Verein und zur Stadt Zürich. Ich fühle mich als Teil des Vereins und

möchte ihn überall unterstützen.» Für viele mag das vollkommen unverständlich und naiv sein, doch wer von «Liebe» spricht, der scheint es ernst zu meinen.

Fanszene – eine Jugendkultur

Michael Baumann ist bei Weitem kein Einzelfall. Diese Passion teilen zahlreiche andere Fans mit ihm. In Linköping, einer kleinen Stadt westlich von Stockholm, bejubelten gut 50 Fans den unerwarteten Erfolg der Zürcher. In Prag waren es dann schon 200 und beim Spiel gegen die Blues aus Espoo, einer Vorstadt von Helsinki, sprachen finnische Medien gar von einer «Invasion der Zürcher» – über 500 Fans waren aus der Limmatstadt angereist, um den Finalinzug zu feiern.

Das weitverbreitete Bild des primitiven Arbeitslosen, der sich bei Eishockeyspielen betrinkt und die Kehle aus dem Leib schreit, ist nicht zutreffend. Der überwiegende Anteil der aktiven Fanszene ist relativ jung. Der Fanbeauftragte des ZSC, André Bernhardsgrütter, sagt zum Alter der Fans bei diesen Auswärtsreisen: «Der Anteil der unter 25-Jährigen betrug in den drei ersten Spielen im mindestens zwei Drittel aller Fans. In Magnitogorsk waren die Jugendlichen dann aber doch klar die Minderheit, 1700 Franken für die

ganze Reise war den meisten zu viel.»

Michael Baumann war trotzdem dabei und nahm gar einen Kredit bei einem Freund auf. Er erinnert sich: «Natürlich war das eine Reise, die über meinem Budget liegt, doch andere geben 1700 Franken für zehn Tage in Ibiza aus. Magnitogorsk ist eine triste Arbeiterstadt, eigentlich keine Reise wert, doch die Erlebnisse, die ich da machen durfte, werden unvergesslich bleiben. Gerne erinnere ich mich an das Spiel und die Stunden, in denen ich den 2:2-Erfolg mit den Spielern feierte.»

Beruf und Ausbildung gehen vor

Die Fans sind sich einig: Beruf oder Ausbildung gehen vor. Manchmal siegt dann aber doch die Leidenschaft über die Vernunft. So reiste Andreas Winkler*, 22 und Student an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, mitten in den Prüfungsvorbereitungen nach Helsinki zum Halbfinalspiel gegen die Espoo Blues. «Der ZSC nimmt in meinem Leben einen sehr wichtigen Platz ein. Ich unterstütze ihn an fast jedem Spiel in der Saison. In Finnland waren wir im Begriff, mit dem Einzug ins Finale der Champions League Geschichte zu schreiben. Diesen historischen Moment wollte ich auf keinen Fall verpassen.»

Sorgt für schlechte Luft: Stahlwerk in Magnitogorsk.



Über die besuchten Städte sprechen die Fans eher wenig. Während es in Helsinki und Prag doch einiges zu sehen gab, konzentrierten sie sich in Linköping vor allem auf das Spiel. Und Obwohl Magnitogorsk von den Bewohnern liebevoll Magnitka, Magnetchen, genannt wird, war es nicht das qualmende Stahlwerk, das rund siebzig Zürcher anzog.

Der (Un)Sinn dieser Reisen

Für sechzig Minuten Eishockey fast zehn Stunden im Flugzeug zu sitzen, klingt vollkommen verrückt. Über den Sinn und Unsinn von solchen Kurztrips lässt sich streiten, genauso wie man über zwei Wochen All-Inclusive-Ferien am Strand streiten kann. Doch beim Reisen geht es in erster Linie um unvergessliche Momente und Erfahrungen. Entscheidend ist, was man dabei erlebt. Für viele bedeutet eine Sportmannschaft mehr als nur Eishockey, sie reisen zu jedem Spiel – das sind in der Schweiz über 50 Spiele – und sehen sich als Teil des Vereins.

Die Bedeutung der Fans wird von den Spielern auch immer wieder betont. Der

Captain des ZSC, Mathias Seger, drückt das so aus: «Für mich stehen die Fans an der Spitze des Vereins, danach erst folgen die Spieler und die ganze Organisation. Wenn die Fans uns lautstark unterstützen, dann wirkt sich das wie ein Dominoeffekt auf die Mannschaft und deren Erfolg aus.»

Dessen sind sich auch die Fans bewusst. Fans sehen sich als Teil des Vereins. Während Spieler im modernen Sport kommen und gehen, bleiben sie dem Verein erhalten, deswegen folgen sie ihrem Verein auch überall hin.

Die lange Reise durch ganz Europa – immer auf den Fersen des ZSC – endete für Michael Baumann mit einem Happy End. Mit über 6000 anderen Fans trug er sein Team zum grössten Erfolg der Clubgeschichte und sagte am Ende des Spiels mit heiserer Stimme: «Ich bin unglaublich glücklich, dass ich das miterleben durfte. Diese Erlebnisse und Gefühle sind für mich unbezahlbar.»

*Namen der Redaktion bekannt.

Wir reisten in die Winterferien. Nach Marrakech. Wie sich das gehört, liessen wir uns von den gastfreundlichen Einheimischen ordentlich über den Tisch ziehen.

Zum Beispiel so: Gleich nach der abendlichen Ankunft erkundeten wir, Karikaturen von ahnungslosen Touristen, mit Backpacker-Rucksack und glotzenden Augen den Djemaa el Fna, den grossen Platz, wo sich die halbe Stadt tummelt und um Feuerspucker und Schlangenbeschwörer drängt. Ein greiser Gaukler nahm uns ins Visier und steuerte breiten Grinsens ziel-sicher auf uns zu. Bevor wir kapierten wie uns geschah, sassen wir auch schon konsterniert auf dreckigen Kartonlagen um seine armselige Gaslampe herum, und fragten uns, was kommen würde. Ringsum sammelte sich eine Schar Einheimische. Sie lachten schadenfreudig. Sie wussten was kommen würde.

Der Alte begann mit der Show. Erst klampfte er an einer dumpf klingenden Ukulele, dann führte er mit einer Kippe Tricks vor, die auch das Publikum eines Kleinkinderzirkus durchschaut hätte. Damit war der gastfreundliche Teil vorbei. Jetzt wollte er Cash sehen. Wir fingerten in den Taschen herum und stellten mit Schrecken fest: Nur grosse Noten. Ratlose Blicke, peinliche Stille. Dann: «No money, sorry.» Der Alte verzog das Grinsen zur grimmigen Grimasse, kehrte uns den Rücken zu und stiess arabische Flüche in die Nacht. Die Menge um uns wurde still und uns wurde mulmig. Er starrte wütend in den Himmel. Einige Minuten sassen wir wie auf Kohlen und wussten uns nicht zu helfen, bis einer von uns beim Teehändler Kleingeld eintauschte. Schliesslich steckten wir dem Alten missmutig 20 Dirham zu, verfluchten ihn und verliessen den Schauplatz der Komödie.

Indianer und fünf Kilo Kaugummi Sie putzen unseren Dreck und räumen alte Zeitungen weg: Die Frauen von der Unterhaltsreinigung. Unsere Reporterin schwang einen Tag lang den Wischmop.

Da stehe ich nun am Bahnhof in Uster. Es ist eiskalt, Wintersemesterferien, kurz nach fünf Uhr morgens und ich bin auf dem Weg zur Uni – um sie zu putzen. Mit den Zugfahrplänen um diese gottlose Zeit nicht vertraut, fährt mir der erste Zug gleich vor der Nase weg. Endlich am Stadelhofen angekommen, ist dann natürlich weit und breit kein Tram in Sicht. Keuchend schleppe ich mich die Rämistrasse hoch und schwöre mir wieder einmal, dass ich meinen nächsten Ausflug in den ASVZ machen werde.

An der menschenleeren Uni werde ich von Jaqueline Geraci in Empfang genommen, die mir erst mal das Reinigungssystem der Uni erklärt: Die blauen Mikrofaserlappen fürs Abstauben, die gelben für Lavabos und die roten für die Toiletten. «Die Uni vertritt ein äusserst ökologisches Reinigungssystem. Es wird nur mit Wasser und Kalkentferner für die Toiletten gearbeitet», sagt Geraci stolz. Dank zwei Sommern als Reinigungskraft im Altersheim sind mir die meisten Reinigungsutensilien bereits vertraut: Das Teil, an dem man die Bodenwischlappen befestigt, erkenne ich auf Anhieb. Ein fröhlichbunter Besen mit Teleskopstiel beseitigt Spinnennetze. Der «Indianer», eine Bürste mit Irokesenhaarschnitt, reinigt zwischen den Heizkörperstan-

gen. Doch was hat der überdimensionale Schaber, der da unschuldig an einem Schnürchen baumelt, hier zu suchen? «Damit wurden im Vorlesungssaal am Häldeliweg schon bis zu fünf Kilo Kaugummi von den Tischen gekratzt», berichtet mir Herr Lourenço, wie Frau Geraci einer von drei Teamleitenden des Reinigungsdienstes, später. Offenbar bin ich mit der Angewohnheit, meine Kaugummis in Abfalleimern zu entsorgen, eine Ausnahmeerscheinung.

1000 Liter Abfall nach der Prüfung

Nach dieser Einführung kriege ich einen Kittel mit Unilogo und ein Paar Handschuhe und werde im Stock K bei Frau Sicuro abgeliefert. Bis zur Pause um halb neun demoliere ich dann mit meinen ersten, etwas zu schwungvollen Wischversuchen beinahe eine PC-Abdeckung, stolpere mehrfach über Abfalleimer und knalle mit dem Wischmop gegen allerlei Tisch- und Stuhlbeine.

Der Uniturm, für dessen Reinigung Frau Sicuro seit zwei Jahren zuständig ist, erweist sich als interessante Arbeitsstätte. Wir fahren mit dem Lift rauf und runter, um die Büros der Angestellten möglichst vor deren Ankunft zu reinigen. Da es für meine und offenbar auch für Professoren-Verhältnisse immer

noch unanständig früh ist, gelingt uns das ohne Probleme. Auch wenn sich in einigen Büros das Geschirr auf den Gestellen und die Notizen auf dem Boden stapeln.

Bis um halb neun habe ich immer noch keine Studierenden zu Gesicht gekriegt. Gegen Ende der Semesterferien herrscht im Uniturm tatsächlich tote Hose. Ganz anders sei das aber wenn die Studierenden da seien. «Der Boden ist dann voll von Petflaschen, Zeitungen, Essensresten und wemns regnet, auch

Reporterin Mirjam Sidler tauschte ihren Kugelschreiber gegen den Wischmop.



von Schirmen», erzählt mir Frau Sicuro. Nach einer Prüfung wurden schon über 1000 Liter Abfall im Vorlesungssaal KOH-B-10 zusammengeräumt.

Unhöflich seien die Studierenden jedoch nie und auch Klagen gäbe es selten. Das erwähnt später auch Angelika Joss, die Abteilungsleiterin: «Rückmeldungen bekommen wir hauptsächlich, wenn es Probleme gibt. Wenn alles in Ordnung ist, hört man meistens nichts.» Joss und ihre drei für die Grund- und Unterhaltsreinigung, sowie Entsorgung und Recyc-

ling zuständigen Teamleitenden haben mich nämlich in der Pause zu einem Kaffee eingeladen. Die halbe Stunde geht schnell vorbei und ich staune über den logistischen Aufwand, der hinter dem sauberen Erscheinungsbild der Uni steckt.

Nach der Pause stürze ich mich frischen Mutes auf die Toiletten im Uniturm. Jetzt kommen die Handschuhe erstmals zu ihrem Einsatz – auch wenn die Toiletten so gut wie gar nicht schmutzig sind. Wahrscheinlich wäre die ganze

«Nach einer Prüfung wurden schon über 1000 Liter Abfall im Vorlesungssaal KOH-B-10 zusammengeräumt.»

Sache während des Semesters anstrengender und lehrreicher gewesen. Trotzdem werde ich mir in Zukunft zweimal überlegen, ob ich das Petfläschchen und das 20 Minuten wirklich alleine stehen lassen, oder nicht doch zu ihren jeweiligen Abfallbehältern begleiten möchte.

Rauchverbot gegen den Dreck

Ohne herrenlose Abfälle und trotz meiner Hilfe geht uns gute anderthalb Stunden vor Schichtende die Arbeit aus. Wirklich dreckig war eigentlich nur eines der Sitzungszimmer im zweitobersten Stock. Dort mussten wir noch Geschirr wegräumen, was eigentlich Aufgabe des Mensateams wäre – aber Frau Sicuro und ich waren schneller.

Bevor wir uns wieder in die Eingeweide der Uni zurückziehen, zeigt sie mir noch schnell das Restaurant im Uniturm und den Balkon, der es umgibt. Von da aus hat man einen wunderbaren Blick auf die Stadt. Früher seien die Studierenden vor allem zum Rauchen hier hinauf gekommen, meint Frau Sicuro. «Zum Glück ist das jetzt verboten, das heisst nämlich weniger Dreck!»

Das mit der ausgegangenen Arbeit war übrigens ein Trugschluss. Nachdem wir die Phonetik-Bibliothek abgestaubt, die frisch gewaschenen Mikrofaserlappen zusammengefaltet und nach Nummern sortiert, die WC-Papierrollen und das Wägelchen wieder aufgefüllt, Bestellungen und ein Foto von mir gemacht haben, verabschiedete ich mich und gehe müde und etwas geschafft wieder nach Hause. Putzen kann schliesslich jeder, aber Reinigen will gelernt sein.

<http://www.bdz.uzh.ch/reinigung>



Markus Lütcher, Kammerjäger

Text: Markus Lütcher
Bild: Damian Arquint

Rote Augen starren mich aus der Dunkelheit an. Ich starre zurück in das Loch am Boden, das sich wie ein Höllenschlund vor mir auftut. Ich bin sicher, diese Bestien beobachten mich aus der Tiefe. Ein mulmiges Gefühl beschleicht mich und ich beeile mich, die Giftköder auszulegen. Denn die Ratte, die ich in diesem Loch verschwinden gesehen habe, war gigantisch.

Ratten, die ich bis anhin kannte, waren niedliche, zahme Tierchen aus dem Fachhandel. Doch hier, in einem Hinterhof der Langstrasse, sind Ratten so gross wie Katzen und sehen aus wie mutierte Hyänen. Sie leben im Untergrund der Stadt, sind selten sichtbar, aber allgegenwärtig. Sie sind fett, intelligent und

wagen sich immer öfter in das Reich der Menschen vor.

Ich bin hier, um sie alle ins Jenseits zu befördern. Denn ich bin Homo Sapiens und Teilzeit-Kammerjäger. Ausgerüstet mit allerlei Gift, Fallen und sonstigem Gerät, rücke ich Ratten, Tauben und allem was krecht und fleucht zu Leibe. Sie haben Kakerlaken im Keller? Motten im Schrank? Ich bin ihr Mann!

Mein Umfeld reagierte mit Erstaunen und zuweilen mit Belustigung über meinen Sommerjob. Zugegeben, es ist nicht der typische Nebenerwerb eines Studierenden. Aber mein Konto zeigte tiefrote Zahlen, da muss man eben flexibel sein. Also unterschrieb ich kurzerhand den Arbeitsvertrag einer Schädlingsbe-

kämpfungsfirma. Die Bezahlung schien gut und ich sah sogar einen fachlichen Bezug zu meinem Studium der Biologie. Ich bekam einen eigenen Firmenwagen und durfte von nun an selbstständig Aufträge ausführen. So fuhr ich jeweils am Morgen los und befreite die zivilisierte Welt von Spinnen, Kakerlaken, Mäusen, Ratten, Bettwanzen, Fliegen, Wespen und anderem Krabbelgetier.

Während drei Monaten habe ich beinahe jedes Dorf der Schweiz und dessen Schädlinge gesehen. Dabei habe ich wertvolle Erfahrungen gewonnen. So weiss ich jetzt zum Beispiel, welche Restaurants und Bordelle man besser meiden sollte und dass man als Kammerjäger offenbar die Phantasie von gelangweilten Hausfrauen ankurbelt.

Die Arbeit gleicht in vielerlei Hinsicht einem Schachspiel. Man muss das Ungeziefer studieren und eine geeignete Strategie entwickeln, um es Schachmatt zu setzen. Meist kommt dabei versprühtes Gift zum Einsatz. Ich gebe zu, dieses Vorgehen ist niederträchtig und fies und ich kann es moralisch nicht immer ganz befürworten. Aber wie sagt man so schön? In der Not vernichtet der Teufel Fliegen.

Im Hinterhof in der Langstrasse war ich besonders grausam und habe für diese gigantische Ratte genug Gift ausgelegt, um eine ganze Bisonherde in die ewigen Jagdgründe zu schicken. Doch als ich zurückkehrte, war kein einziger Köder mehr da – und auch keine tote Riesenratte. Die Bestie hatte mich für einmal besiegt.

Vanessa Naef*, Girl bei «Deal or no Deal»

Text: Mirko Hofmann
Bild: SF/Paolo Foschini



Es ist ganz schön anstrengend, mit High Heels und einem schweren Koffer ruhig zu stehen. Ich bin froh, wenn ich möglichst früh von Roman Kilchsperger aufgerufen werde. So stehe ich nur einige Sekunden im Rampenlicht und kann dann hinter den Kulissen den Rest der Sendung anschauen. Neben meinem Studium in Journalismus arbeite ich nämlich als Moneygirl bei «Deal or no Deal». Ich hab mich da einfach mal spontan beworben. Wahrscheinlich nahmen sie mich, weil ich sehr gut ins

Team passe, Ausstrahlung habe und zuverlässig bin. Wohl auch ein bisschen wegen meinem Aussehen. Nun mache ich seit einem Jahr die Kandidaten mit dem Öffnen eines Koffers glücklich oder eben nicht. Es macht wirklich Spass, wir sind ein super Team. Obwohl wir 26 Girls sind, gibt es nie Zickenstreit.

Roman ist ein lustiger Kerl. Er kennt uns alle mit richtigem Namen, ich glaube, er hat keinen Spick, wenn er während der Sendung mit uns redet. Die Kritik, «Deal or no Deal» sei sexistisch und das

schlechteste Quiz auf Erden, weil man kein Können oder Wissen beweisen muss, lasse ich nicht gelten. Es schadet nicht, wenn man einige Mädchen gut inszeniert. Das ist bei einer Modeschau genau gleich. Im Gegensatz zu andern Quizsendungen braucht es halt vor allem Glück zum Gewinnen, das kann auch spannend sein. Zudem hatten wir gerade die 200. Sendung, dies spricht für den Erfolg.

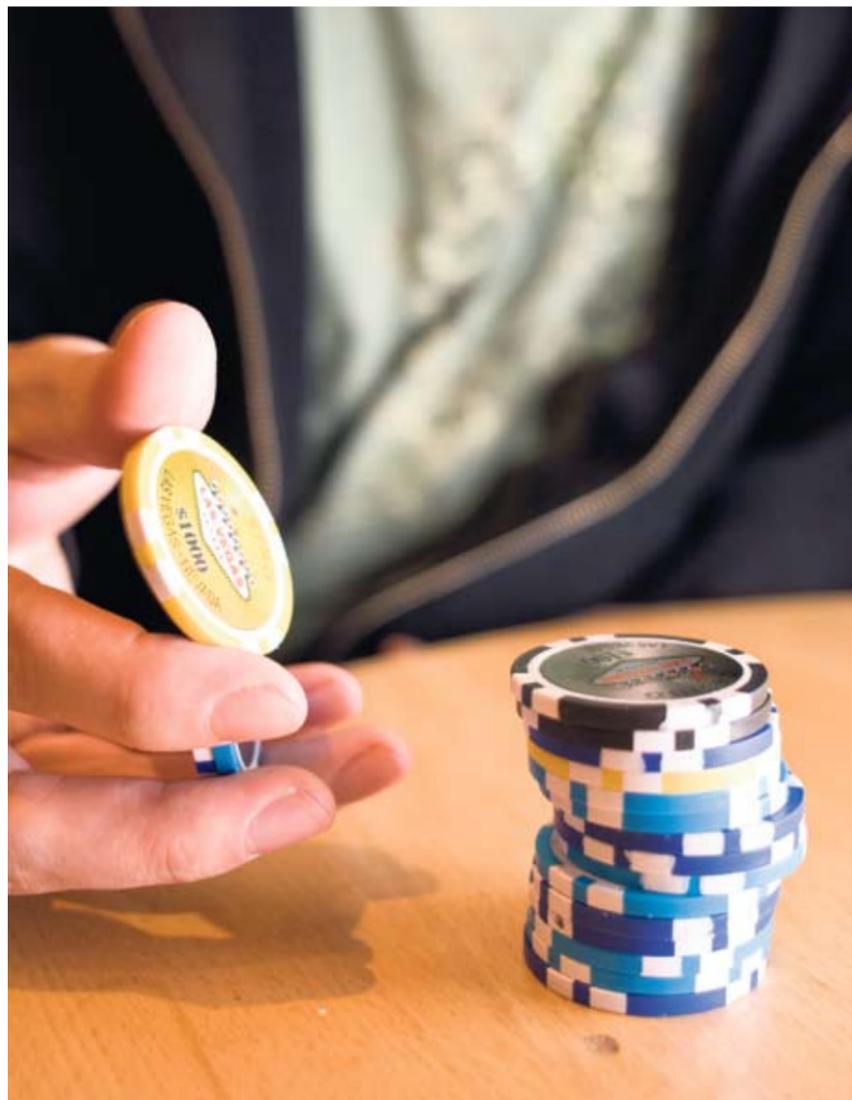
Selber gehöre ich zu jenen Personen, die kein Problem haben, im Mittelpunkt zu stehen – zumindest wenn es ums Geschäftliche geht. Schliesslich arbeite ich nebenbei auch noch als Model, habe mich als Januargirl im Campusgirls-Kalender ablichten lassen und mein grosses Berufsziel ist Moderatorin. Viel lieber als Unterhaltungsendungen, würde ich aber eine Informationssendung oder ein Magazin moderieren.

Soweit ist es leider noch nicht. Bis zum Abschluss meiner Ausbildung opfere ich meine Ferien für «Deal or no Deal». Alle zwei Monate drehen wir in fünf Tagen zehn Sendungen. Dafür kriege ich 250 Franken Lohn pro Tag. Diesen bekommen wir aber aufs Bankkonto, nicht in einem Koffer. Den packe ich erst nach meinem Studium, ich will unbedingt auf Reisen gehen. Vielleicht bleibe ich irgendwo und werde Auslandskorrespondentin. Das wäre sicher auch ein Job, zu dem ich «Deal!» sagen würde.

Obwohl ich erst 22 Jahre alt und mitten im Studium bin, arbeite ich zielbewusst an meiner Karriere. Wer so viele interessante Dinge machen kann wie ich, der muss das doch auch ausnutzen. *Naef trägt den Koffer Nummer 10.

Stefan H.*, Pokerspieler

Text und Bild: Lukas Messmer



Im letzten Monat habe ich 30'000 Franken verloren. Das waren vier harte Wochen. Aber Poker ist nun mal kurzfristig gesehen ein Glücksspiel und so etwas muss ich ertragen können.

Ich verdiene mit Poker meinen Lebensunterhalt. Zusammen mit der Uni kann das sehr anstrengend sein, das Studium nimmt viel Zeit in Anspruch. Dafür pokere ich dann während den Semesterferien mehr, ungefähr 30 bis 40 Stunden pro Woche. Im Internet spiele ich hauptsächlich Cashgame, am liebsten Fixed Li-

mit Hold 'Em. Da kaufe ich mich für 600 bis 1500 Franken ins Spiel ein, je nach Limit. So komme ich auf einen Stundenlohn von ungefähr 100 Franken – das ist schon lukrativ! Ich spiele auch viele Turniere, damit habe ich bis jetzt am meisten Geld verdient. 70'000 Franken waren mein grösster Turniergehalt, dafür habe ich 300 Franken Startgebühr bezahlt.

Poker ist kein unfaires Spiel. Solange die Leute freiwillig spielen, sind sie selber schuld, wenn sie Geld verlieren. Schliesslich leben gute Pokerspieler da-

von, dass es schlechte Spieler gibt.

Vor allem meine Eltern hatten zu Beginn keine Freude an meinem risikoreichen Nebenjob. Natürlich falle ich ihnen finanziell nicht zur Last. Sie bezahlen mir noch Krankenkasse, Semestergebühren und Versicherung, den Rest berappe ich selbst. Aber bis heute sind sie skeptisch – auch wegen der Suchtgefahr.

Wie definiert man eine Sucht? Wenn ich mich mit Personen vergleiche, die sich im Casino an Automaten klammern, dann fühle ich mich nicht wirklich süchtig. Ich glaube, mit Online-Poker aufzuhören, wäre kein Problem. Auf das Pokern mit Freunden könnte ich nur schwer verzichten, dazu ich spiele einfach gerne. Wenn ich nach Hause komme, spiele ich immer gerne einige Runden. Zu einem gewissen Grad bin ich sicher süchtig.

Finanziell bin ich gut abgesichert, mein Leben ist auf jeden Fall angenehmer geworden. Es lastet kein Druck auf mir, mein Geographie-Studium zügig abzuschliessen, um später Geld zu verdienen. Ich leiste mir auch mehr. Für ein gutes Essen mit Freunden gebe ich gerne etwas aus.

Später will ich einen Job bei dem ich – sofern möglich – nur 70 oder 80 Prozent arbeiten muss. Stellen im Umweltbereich oder in der Entwicklungshilfe reizen mich. Die restlichen 20 bis 30 Prozent meiner Arbeitszeit könnte ich pokern.

Bis jetzt habe ich keinen Rappen fürs Pokern ausgegeben, sondern nur gewonnen. Falle ich ins Minus, will ich aufhören. Ich hoffe, ich könnte das dann auch. *Stefan ist im Internet unter dem Pseudonym «Yrsin» anzutreffen.



Sebastian Brenn, Kassier im Pornokino

Text: Christine Gaillot
Bild: Lukas Messmer

Jemand, der ins Sexkino geht, ist deshalb nicht pervers. Immer wollen alle wissen, was denn das für Leute seien, die sich unsere Filme anschauen. Da muss ich jeweils mit Vorurteilen aufräumen. Die Wahrheit ist: Vom Professor bis zum Handwerker und Büroangestellten ist alles dabei. Es sind auch alle Altersgruppen vertreten. Gäste unter 30 Jahren kommen allerdings eher selten zu uns.

Begonnen hat alles mit einem Inserat bei der Arbeitsvermittlungsstelle vor viereinhalb Jahren. Ich suchte damals dringend Arbeit für drei Monate, bevor ich mit meinem Slavistik-Studium begann. Am Anfang war die Arbeit schon etwas gewöhnungsbedürftig, aber mittlerweile ist sie für mich ein ganz norma-

ler Nebenjob. Ich bin auch viel offener geworden und habe gelernt, Menschen nicht so schnell zu verurteilen. Ausserdem sitze ich ja vorne an der Kasse und kriege gar nicht mit, was hinten so alles passiert.

Eigentlich habe ich sogar zwei Jobs hier, denn entweder übernehme ich die Operateur-Schicht oder verkaufe an der Kasse Billette. Als Operateur arbeite ich in allen vier Erotikkinos in Zürich. Meine Schicht beginnt morgens um halb zehn im Kino Walche. Ich schliesse das Lokal auf, kontrolliere ob alles funktioniert, bereite die Filmkabinen vor, bringe die Einnahmen auf die Bank und besorge Kleingeld. Dann fahre ich mit meiner Vespa weiter in die Kinos Stüssihof, Ro-

land und Sternen Oerlikon. Jeden Donnerstag laufen die neuen Filme in den Videokabinen und Kinosälen an. Die Filme und die dazugehörigen Filmplakate bringe ich dann in alle Kinos.

Als Kassier arbeite ich meistens für die Uni oder lese, wenn keine Kunden kommen. An einem guten Tag verkaufen wir bis zu 400 Eintritte. Die gehen fast ausschliesslich an Männer, Frauen kommen praktisch nie. Die meisten Kunden besuchen unsere Kinos um die Mittagszeit oder nach Feierabend. Nicht alle kommen, um sich Filme anzuschauen. Das Kino Walche zum Beispiel hat sich zu einem einschlägigen Treffpunkt für Homosexuelle entwickelt.

Natürlich gibt es manchmal mühsame Kunden, aber die trifft man auch an der Migros-Kasse. Komische Geschichten allerdings gibt es viele zu erzählen: Einmal wurden die Kleider eines Kunden gestohlen und er musste nackt um Hilfe bitten. Ich trieb dann eine alte liegengeliebene Trainerhose für ihn auf. Ein anderes Mal führte die Polizei eine Razzia bei uns durch, weil sich Diebe im Kino versteckt hielten. Aber auch mit solchen Begebenheiten lernte ich ganz gut umzugehen. Ich bin zufrieden mit meinem Nebenjob und möchte ihn nicht gegen einen x-beliebigen Studentenjob tauschen. Zwei meiner Mitbewohner arbeiten im Gastgewerbe. Das ist viel härter als in einem Sexkino zu jobben.

Was ich aber mal nach meinem Studium arbeiten möchte, weiss ich noch nicht. Diese Arbeit werde ich nach dem Studium aber mit Sicherheit nicht fortführen.

Leserbriefe

«Studium Generale ist dann wohl gemeinsames Porno-Drehen mit Extrapunkten für Arschficks.»

ZS #6/08, zum Text

«Userinnen statt Studentinnen» Sehr geehrte MitarbeiterInnen der ZS, jetzt muss ich doch auch noch was dazu sagen. Genau das, was Herr Leist schreibt, habe ich nämlich auch gedacht. Als ich seine Reaktion auf das Bühler Interview las, wurde ich noch einmal daran erinnert, wie sehr ich mich darüber aufgeregt hatte.

Wenn die westliche Gesellschaft weiter in diese Richtung marschiert, dann sind wir wirklich bald soweit, dass auf der Legi anstatt ein Bild des Gesichts die korrekte Intimirasur nachgewiesen werden muss und wir Studentinnen nur noch im Bikini die Uni betreten dürfen. Studium Generale ist dann wohl gemeinsames Porno-Drehen mit Extrapunkten für Arschficks und wer nicht gut genug aussieht oder schlimmer noch, sich nicht sexy verhält, die kann sich gleich die Kugel geben. Meinungsfreiheit und Vielfalt ist ja schön, aber ich erwarte von der Uni und allen Leuten, die sich irgendwie an der Uni beteiligen, ein gewisses Mass an Kritik und gesundem Abstand gegenüber den Trends dieser Gesellschaft. Wir sollten doch diejenigen sein, die kritisch hinterfragen. Nicht die, die blindlings überallhin rennen, wo es Geld zu holen gibt. Die westliche Welt befindet sich längst nicht mehr auf ihrem kulturellen Höhepunkt, sondern auf geradem Weg zu der darauf folgenden Dekadenz und zum Zerfall (siehe frühere Beispiele der Geschichte). Wir sollten vielleicht lieber überlegen, wie wir mit den neuen Mächten umgehen, wo wir uns positionieren wollen in dieser neu entstehenden Welt, anstatt einfach dumpf «sex sells» zu praktizieren. «Sex sells», dieser Spruch, ist sowieso ein Armutszeugnis der Kultur in der er entstand.

Sexuelle Revolution? Sexuelle Freiheit? Sexuelles Bewusstsein und sexuelle Aufklärung? Ach wo, die Men-

schen im Jahr 2009 haben doch immer noch nicht gemerkt, wie man guten Sex haben könnte. Es passiert doch heute immer noch genau der selbe Prozentsatz an erbärmlichem Sex wie vor 50 Jahren. Nur leider allzu öffentlich. Die jungen Menschen sind voll von Minderwertigkeitsgefühlen. Frauen haben alle zu kleine Busen, schlabbrige Schamlippen, Haare an den falschen Stellen und sind ständig damit beschäftigt, sich an den Rand des Untergewichts zu bringen. Männer haben sowieso alle einen viel zu kleinen Schwanz.

Es ist wirklich schlimm. Nur, wir werden das nicht mit noch mehr «sex sells» oder noch mehr Hormonen lösen können, sondern wir müssten zuerst mal offen über Sex sprechen können. Davon sind wir nun meilenweit oder besser gesagt, Jahrzehnte entfernt. Also pflegt eure Komplexe und macht Kalender soviel ihr wollt, aber wundert euch nicht, wenn die Öffentlichkeit sich fragt, ob das Geld für eure universitäre Ausbildung wirklich gut investiert ist.

E. W.

PS: Entschuldigt meine Wortwahl, aber etwas dermassen Unkultiviertem muss man wohl ebensolche Antwort bieten.

LESERBRIEFE

Wir freuen uns über Reaktionen zu unserer Zeitung. Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance, veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, ohne Rücksprache Kürzungen vorzunehmen. Anonyme Leserbriefe ohne Absender werden nicht publiziert.

Postadresse: Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
E-Mail: redaktion@medienverein.ch

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
86. Jahrgang
Ausgabe #1/09

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: PC 80-26209-2

Geschäftsleitung

Roman Wild
roman.wild@medienverein.ch
079 732 21 38

Inserate

KünzlerBachmann Medien AG
Geltenwilenstr. 8a
9001 St. Gallen
071 226 92 92
d.sonderegger@kbmedien.ch
Inserateschluss ZS #2/09: 13. März 2009

Druck

Ringier Print Adligenswil AG,
Postfach 2469, 6002 Luzern

Auflage

31'325 (WEMF 2007)
35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung erscheint 6-mal jährlich und geht an alle Mitglieder des Medienvereins. Der Abopreis ist im Mitgliederbeitrag inbegriffen. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Für unaufgeforderte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen. Die ZS wird von Studierenden produziert.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 261 05 54
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss ZS #2/09: 13. März 2009

Redaktion

Joel Bedetti, Christine Gaillet, Sabina Galbiati [gal], Mirko Hofmann, Isabel Hempen, David Hunziker, Markus Lütcher, Benjamin Magnin, Lukas Messmer [lme], Mirjam Sidler, Corsin Zander, Daniela Zimmermann
Die E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder lauten:
vorname.nachname@medienverein.ch

Mitarbeit

Stefanie Müller, Raphael Labhart, Janira Perrotta

Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

Layout

Lukas Messmer

Bilder und Illustrationen

Damian Arquint, Simon Brühlmann, Isabel Hempen, David Hunziker, Michael Kühni, Benjamin Magnin, Lukas Messmer, Samuel Nussbaum, Remo Obrist, Philip Schaufelberger, Christoph Senn, Joachim Sieber

Kaffeepause mit...



Rita Joos, Sandfrau

Text: Stefanie Müller
Bild: Simon Brühlmann

Rita Joos geht einer ungewöhnlichen Beschäftigung nach: Während sie arbeitet, schlafen alle um sie herum.

Immer dienstags und freitags trifft man Frau Joos im Vorzimmer des ASVZ-Relax im Uniturm an. Im Semester finden bis zu 80 Studierende pro Tag den Weg ganz nach oben zu ihr. «Manchmal stehen sie sogar Schlange», staunt Frau Joos. Sie alle folgen dem Ruf «Come and Be», der auch im CAB-Gebäude der Nachbarin ETH zu hören ist. Dort wie hier lockt der ASVZ mit einer Rückzugsmöglichkeit vom anstrengenden Unialltag.

«Viele der Studierenden kommen kurz vor einer Prüfung hier herauf, um sich zu entspannen», sagt sie. Damit sie die im Hinterkopf tickende Uhr verges-

sen können, dafür ist Frau Joos da. Vor dem Betreten der stillen Räume zieht man seine Schuhe aus. Obwohl ein Schild vor der Türe und die Anwesenheit eines Schuhschranks dezent darauf hinweisen, gibt es immer mal wieder Besucher, die das vergessen. Doch Frau Joos macht sie mit ihrer ruhigen Art und einem Lächeln im Gesicht darauf aufmerksam. Man merkt, dass sie gerne mit jungen Menschen zusammen ist.

Das war auch einer der Beweggründe, weshalb sie vor zwei Jahren beschlossen hat, diese Arbeitsstelle anzunehmen. «Ich habe mich sehr gefreut, als meine Nachbarin, die im ASVZ-Büro arbeitet, mich für die Stelle angefragt hat», erzählt sie. Mit ihren damals 64 Jahren be-

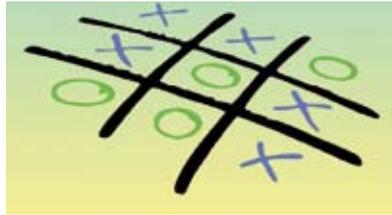
fand sich Frau Joos eigentlich bereits im wohlverdienten Ruhestand. Die ehemalige Postmitarbeiterin, Mutter von zwei Kindern und inzwischen auch schon Grossmutter, hat sich jedoch sehr gerne zur Verfügung gestellt. Jetzt genießt sie es, dank ihrer Lebenserfahrung eine Autoritätsperson zu sein. «Manchmal ist man aber auch ein Seelendoktor», meint sie nachdenklich.

Wenn der Entspannungssuchende seine Füsse von den Schuhen befreit und bei Frau Joos seinen ASVZ-Mitgliederausweis oder die Legi abgegeben hat, notiert sie sich seine gewünschte Weckzeit und überreicht ihm ein duftendes «Lavendelsäckli». Gut ausgerüstet sucht er sich ein Schlafplätzchen und begibt sich ins Reich der Träume. «Die nette Dame vom Empfang ist ja da. Sie wird mich sicher rechtzeitig wecken», flüstert ihm das beruhigende Gewissen noch ins Ohr.

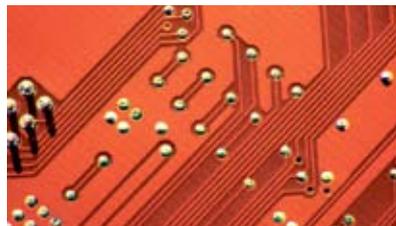
Frau Joos ist nicht die einzige ASVZ-Relax-Mitarbeiterin. Sie arbeitet in einem Team von sechs Personen. «Wir arbeiten alle sehr gerne hier. Das schafft ein angenehmes Arbeitsklima, in dem neue Ideen eingebracht werden können», berichtet Frau Joos. Die bunte Lasershow, welche in der Mitte des Raumes an die Decke gezaubert wird, gefällt ihr an ihrem Arbeitsplatz besonders gut. «Schade ist nur, dass die Schlafenden ihre Augen geschlossen haben», fügt sie mit einem Schmunzeln hinzu.

Unangenehmes ist ihr in diesen zwei Jahren noch nie passiert. Die Studierenden seien sehr nett, diszipliniert, dankbar und kommen begeistert immer wieder. Vielleicht liegt es am freundlichen Weckdienst.

projekt
NEPTUN
www.neptun.ethz.ch



Neptun Verkaufsfenster
09.02. - 01.03.2009
www.neptun.ethz.ch



Das offizielle Laptop-Programm der ETH Zürich für alle Studierenden und Angehörigen von Schweizer Bildungsinstitutionen

The official laptop program by ETH Zurich for all students and members of Swiss educational institutions

Le programme officiel d'ordinateurs portables de l'EPF Zurich pour tous les étudiants et tous les membres d'institutions d'éducation Suisses



lenovo



ETH

Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich